

Johannes Stockmayer

Mut zur Zukunft

Die Zukunft beginnt jetzt!

Wie geht es Ihnen, wenn Sie in die Zukunft blicken? Sind Sie voll Hoffnung und Optimismus, eher zögernd und abwartend oder sogar voller Angst und Sorge im Blick auf das, was auf Sie zukommt? Was denken Sie, wenn Sie sich die nächsten zehn Jahre vorstellen? Gehen Sie mutig dem Kommenden entgegen oder versuchen Sie, der Zukunft auszuweichen?

Obwohl es jeder weiß, dass das nicht möglich ist - wir können keinen Bogen um unsere Zukunft machen -, verhalten sich viele Menschen genauso. Sie blenden die Zukunft einfach aus und versuchen, ganz in der Gegenwart zu leben. Aber wer keine Zukunft hat, kann auch nichts mit der Gegenwart anfangen, weil sie uns in die Zukunft hineinführt. Ein Mensch ohne Zukunft lebt vor allem in der Vergangenheit.

Der Blick zurück hat Hochkonjunktur. Viele Menschen beschwören die goldenen Jahre der Vergangenheit und versuchen, diese Zeiten wiederzubeleben. Je größer die Angst vor der Zukunft ist, desto größer wird der Wunsch, in die sicheren Gebiete der Vergangenheit zurückzukehren; sie sind ja bekannt, während die Zukunft ungewiss ist.

Und wie geht es den Christen angesichts ihrer Zukunft? Auch hier finde ich mehr Zukunftsangst als Zukunftshoffnung vor. Die vielen negativen Schlagzeilen Tag für Tag in den Zeitungen führen zu einer Endzeit-Stimmung. Der Eindruck besteht, dass alles schlimmer wird, die Zustände sich verschlechtern und die Welt mit großer Geschwindigkeit dem Abgrund zu rast, weil sie keiner aufhalten kann. Die Zukunft heißt Endzeit, die Apokalypse droht uns, heraufbeschworen in Büchern und Filmen: Verfolgung, Drangsale und große Trübsal stehen uns bevor.

Ich gebe zu, dass ich selbst nicht frei von dieser negativen Zukunftsstimmung bin. Von meiner Persönlichkeit her bin ich eher ein Pessimist, der mit dem Schlimmsten rechnet - wenn es dann doch besser kommt als gedacht, bin ich erleichtert. Ich schaue oft nicht positiv in die Zukunft und meine Voraussagen für das Kommende beziehen sich meist auf Katastrophen und Unglücksfälle - die dann aber glücklicherweise nicht eintreffen.

Für Leute wie mich habe ich dieses Buch geschrieben. Es werden auch immer wieder Frieder und Werner in kleinen Dialogen zu Wort kommen, denn sie sind Leute wie wir. Sie und ich brauchen als Gegengewicht zu ihren trüben Aussichten Ermutigung und Hilfe, das Gespräch mit Freunden, das aufbaut und wieder hoffnungsvoll werden lässt. Für mich ist es auch meine Frau, die mir oft mit ihrem ganz anderen Blickwinkel hilft, nicht nur alles schwarz zu sehen.

Ich mache Ihnen - und mir - klar, dass wir keine Angst vor der Zukunft zu haben brauchen! Auch wenn wir vielleicht keinen rosigen Zeiten entgegengehen, werden wir die Zukunft bewältigen! Das ist keine billige Aufmunterung nach dem Motto: „Kopf hoch und durch!“ - nein, ich will uns zuverlässige Gründe vermitteln, warum wir mutig vorangehen können.

Die Schlüsselworte dabei heißen für mich „gemeinsam“ und „miteinander“. Ich arbeite als Gemeindeberater und habe dadurch einen tiefen Einblick in viele Gemeinden - immer wieder werde ich in diesem Buch Erfahrungen aus meiner Tätigkeit anklingen lassen. Ich erlebe in unseren christlichen Gemeinden viel Vereinzelung und Resignation. Menschen ziehen sich in ihren Privatglauben zurück, Gespräche und Begegnungen sind mühsam, negative Erfahrungen überwiegen. Man setzte sich vielfach in der Vergangenheit für die Gemeinde ein und dabei tat

sich wenig, das Engagement wurde kaum gewürdigt und die Belastungen der ehrenamtlichen Tätigkeit wurden im Lauf der Zeit so groß, dass man schließlich alles ruhen ließ und den Kontakt zur Gemeinde auf ein Minimum reduzierte. Die Begeisterung des Anfangs verflieg schnell und auch dort, wo man mit dem Ziel angetreten ist, die Kirche zu verändern und die Gemeinde zu erneuern, herrscht eher Müdigkeit als fröhlicher Elan. Nun ist man auf halbem Weg stehen geblieben und hat sich eingerichtet. Irgendetwas sollte doch geschehen! Sind es neue Modelle und Methoden, die den Karren wieder flott bekommen? Sie wecken zwar kurzzeitig Hoffnung, verschwinden aber bei der ersten Schwierigkeit in der Schublade. Sofort folgen wieder Frust und Hoffnungslosigkeit und die Weltuntergangsstimmung macht sich erneut breit - wir gehen eben auf die Endzeit zu!

Ich zeichne hier bewusst ein düsteres Bild und weiß dabei, dass es nicht auf alle Gemeinden zutrifft. In Ihrer Gemeinde ist es jedenfalls ganz anders, oder?

Tatsache ist jedoch, dass von uns Christen wenig Zukunftshoffnung ausgeht. Wir sind häufig passiv auf die Vergangenheit orientiert, anstatt aktive Schritte in eine gute Zukunft hinein zu tun. Von uns gehen wenige Impulse für eine neue, veränderte Gesellschaft aus. Wir beteiligen uns kaum an den Planungen und Entwürfen für die Zeit, die vor uns liegt. Dabei hätten wir hier doch einiges zu sagen und könnten entscheidende Beiträge bringen.

Als Gemeindeberater habe ich nicht nur einzelne Gemeindeglieder, sondern die ganze Gemeinde im Blick. Gemeinden sind Orte, an denen die Zukunft Gottes schon heute gelebt wird. Gemeinden leben von dem, was Gott für sie geplant hat, sie sind geprägt von der zukünftigen Fröhlichkeit und Herrlichkeit Gottes.

Treten wir also in unseren Gemeinden aus unserer Vereinzelung heraus, kreisen wir nicht mehr um uns selbst, bemitleiden wir uns nicht nur und jammern wir nicht mehr darüber, dass alles nur schlechter wird und die Kirche insgesamt auf dem absteigenden Ast sitzt, der sowieso bald abgesägt wird. Unternehmen wir doch ganz bewusste Schritte in die Gemeinde hinein, um dann als Gemeinde selbstbewusst voranzugehen. Gemeinsam als Gemeinde haben wir eine gute Zukunft, miteinander schaffen wir es!

Für dieses „Miteinander“ und das „Gemeinsam“ arbeite ich als Gemeindeberater. Wie wir zu diesem „Miteinander“ und dem „Gemeinsam“ kommen, darum geht es in diesem Buch. Die beiden Worte sind der rote Faden, der sich durch seine Seiten zieht.

Ich liefere Ihnen keine fertigen Rezepte und beeindruckenden Modelle, sondern zeige Ihnen, wie wir uns miteinander auf den Weg machen, gemeinsam Schwierigkeiten bewältigen und als ganze Gemeinde an ein gutes Ziel kommen können.

Machen Sie mit? Sind Sie bereit für diesen Weg? Dann suchen Sie sich Weggefährten und gehen Sie miteinander los! Die gemeinsame Arbeit unterwegs bringt mehr als das einsame Studieren; setzen Sie sich mit anderen zusammen und auseinander.

Und vor allem: Treten Sie heraus aus der Lethargie und Mutlosigkeit! Geben Sie Ihren - sicher berechtigten - Vorbehalten den Abschied. Wagen Sie etwas Neues, trauen Sie sich ungewöhnliche Aktionen zu. Aktivieren Sie den Abenteurer in sich, nehmen Sie allen Mut

zusammen für neue Herausforderungen. Es lohnt sich! Der Weg der Veränderung, der Aufbruch in ein neues Land, gehört zu den spannendsten Abenteuern, die unser Leben zu bieten hat. Hier sind wir lebendig, hier wird es echt! Hier leben wir nicht aus der Konserve, sondern sind selbst mittendrin, wenn etwas geschieht. Gott hat uns schließlich beauftragt, dass wir aktiv unsere Gegenwart gestalten und uns mit seiner Hilfe aktiv unsere Zukunft erschließen, die sein Geschenk an uns ist.

Sind Sie bereit? Gehen wir los! Vor uns liegen herrliche, spannende, abenteuerliche Z(S)eiten!

Frieder und Werner:

Werner: Lohnt es sich überhaupt, mit etwas anzufangen? Es geht doch sowieso alles dem Ende entgegen.

Frieder: Wie meinst du das?

Werner: Wenn ich in unserer Gemeinde mit einer neuen Idee komme, sagt jeder: „Das haben wir doch schon gemacht“ und winkt ab. Es ist nichts Neues mehr möglich, alles war schon einmal da.

Frieder: Aber noch nie hast du DIESEN Vorschlag gemacht. Wenn du etwas tust, ist es etwas Neues und Einmaliges. Schon allein das Gesicht, das du dabei machst ist etwas Einmaliges.

Werner: Hä?

Frieder: Es gibt nur eine begrenzte Anzahl Töne und doch so viele Melodien. Wenn du die bereits bekannten Teile neu zusammensetzt, ist das doch etwas Neues, was noch nie zuvor da war.

Was kommt auf uns zu?

Uns Pessimisten mit Weltuntergangsstimmung möchte ich gleich zu Beginn eindringlich ins Stammbuch schreiben: Vor uns liegt nicht die Apokalypse, die Endzeit, sondern die Eschatologie, die Wiederkunft Christi. Das ist ein ganz entscheidend anderer Akzent. Schaue ich auf das Ende und male mir die vielfältigen Schrecken aus - oder schaue ich auf den, der wiederkommt: Jesus, der siegreiche Herr, der den Tod, das Ende bereits besiegt hat? Je nachdem ist meine Zukunft geprägt. Ich entscheide mich - gerade auch bei den vielen Schreckensmeldungen - am Bild des wiederkommenden Herrn Jesus Christus festzuhalten, der so wiederkommt, wie er gegangen ist: eine Wolke entzog ihn den Blicken der Jüngerschar (Apostelgeschichte 1,9). So wird er - neben aller Zerstörung, Stück um Stück, aber unaufhaltsam, langsam wieder ins Blickfeld kommen. Die Wolke wird unseren Blick auf ihn freigeben. Er wird immer deutlicher zu erkennen sein. Das ist die Zukunft Gottes! Die deutlich sichtbare Gegenwart Jesu nimmt zu. Er kommt auf uns zu! Er kommt uns entgegen!

Und er kommt und sagt: „Siehe, ich mache alles neu!“ (Offenbarung 21,5) Im letzten Buch der Bibel ist beschrieben, was das heißt: Keine Tränen mehr und kein Leid, Gott selbst wird bei den Menschen wohnen, kein Schmerz und kein Geschrei, keine verschlossenen Türen, keine Nacht mehr, sondern nur noch reines, klares Licht, Früchte das ganze Jahr über...(Offenbarung 21 und 22)

Das ist die Zukunft Gottes, die unaufhaltsam kommt. Darauf gehen wir zu! Deshalb hängt nicht die ängstliche Frage „Was kommt wohl auf uns zu?“ wie ein Damoklesschwert über uns, sondern die gewisse Aussage prägt unseren Blick in die Zukunft: *Jesus Christus kommt auf uns zu!*

Der Heilige Geist ist es, der uns diese Erkenntnis unserer Zukunft ganz gewiss macht. Er ist es, der uns die Zukunft aufschließt. Noch mehr: durch den Heiligen Geist wird diese Zukunft Jesu schon heute Gegenwart. Wo von Geist Gottes geredet wird, wo er gegenwärtig wirkt, führt er immer auch in die Zukunft Gottes hinein.

Der Heilige Geist öffnet die Türen für die Zukunft. Deshalb ist es logisch, wenn in unserer heutigen Zeit - in der alles zu Ende zu gehen scheint - die Dimension und Gestalt des Heiligen Geistes neu entdeckt wird, weil immer dort, wo der Heilige Geist in neuer und intensiver Weise wirken kann, Türen aufgehen und ein neuer Abschnitt im Leben von Menschen und Gemeinden beginnt. Wo vorher Endstation war, gibt es durch dieses Wirken eine überraschende Wendung zu einem neuen Anfang.

Klaus Eickhoff - ein Gemeindeberater der ersten Stunde - schreibt (in: *Gemeinde entwickeln*, Göttingen, 1992, S. 232): „Allein der Geistesgegenwart ist Geisteszukunft verheißen. Das heißt: Ohne Geistesgegenwart ist die Kirche zukunftslos. Für die Praxis bedeutet das: Wer vorausschaut, heute etwas einleitet, was morgen im Sinne der Sendung etwas bedeutet, rechnet hoffnungsvoll damit, dass seine Gemeinde Zukunft hat. Er darf damit rechnen, dass auch in dieser Zukunft der Geist Gottes spürbar weht.“

Aber diese Zukunft ist nicht machbar, sie ist ein Geschenk Gottes, das wir heute schon Stück um Stück auspacken dürfen.

Wir begeben uns hier auf eine Gratwanderung: Auf der einen Seite dürfen wir nicht passiv und tatenlos abwarten, bis Gottes Zukunft endlich beginnt. Auf der anderen Seite dürfen wir aber auch nicht so denken und handeln, als müssten wir die Zukunft „machen“. Wir stehen zwischen Passivität und Aktionismus. Wie kann das funktionieren?

Es ist klar: Wenn die Gegenwart schwierig ist, wird über die Zukunft spekuliert. Man möchte wenigstens die Zukunft in den Griff bekommen und sagen können, dass es besser wird. „Selten wurde in Deutschland so viel über die Zukunft geredet wie heute. Vielerorts sprießen illuster besetzte Zukunftskommissionen aus dem Boden - vermehrt im Süden der Republik. In Chefetagen, Gewerkschaften und Parlamenten preist man die Märkte der Zukunft und verspricht sich allerhand von ihnen: Gewinne, Jobs und Welt(markt)rang. In Bonn hat der Kanzler gar einen Zukunftsminister berufen, der den verzagten Deutschen wieder Zutrauen in die Technik beibringen soll. Und um dem Fortschritt eine Bresche zu schlagen, erlässt der Staat Beschleunigungsgesetze, deren erklärtes Ziel an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt: Deutschland soll für den großen Wettkampf auf den Zukunftsmärkten der Welt gut vorbereitet sein. Schlank, effizient, fit, schnell und flexibel will man sich präsentieren - modern eben.“ (Bund, Misereor, *Zukunftsfähiges Deutschland*, Basel, 1996, S. 11)

Ist Zukunft also eine Sache der Technik und eines effektiven Managements? Das würde aber doch bedeuten, dass der einzelne für seine Zukunft selber sorgen muss, sonst geht er in einer allgemeinen Zukunfts-Hysterie unter. Aber das kann doch nicht tatsächlich eine sinnvolle Zukunft sein, die man sich selbst nach eigenem Gutdünken oder Nützlichkeitsabwägungen zusammenbaut, nach dem Motto: Hauptsache, *ich* habe Zukunft!

Zukunft hat mit Verantwortung für die kommenden Generationen zu tun. Die Blickrichtung „Zukunft“ lässt die Gegenwart in einem herausfordernden Licht erscheinen. Wir müssen heute so leben, dass wir morgen eine Zukunft haben, wir müssen jetzt Entscheidungen treffen, die sich übermorgen als richtig und tragfähig erweisen müssen.

Zukunfts-Visionen

Die Zukunft der Christen ist keine individuelle Sache. Es geht nun nicht darum, dass sich jeder seine Zukunft auf möglichst optimale und schöne Weise ausmalt. Es ist interessant, sich in einem Hauskreis über die verschiedenen Zukunftsbilder auszutauschen. Es geht um eine gemeinsame Zukunft! Und die Zukunft, in die wir hineingehen, kann nur eine Zukunft sein, die für alle gilt. Es fällt auf, dass es für den Begriff „Zukunft“ keine Pluralform gibt. Die Zukunft der Christen ist eine gemeinsame Sache, sie ist eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde.

Es gibt die christliche Zukunft nur in dieser einen Möglichkeit: Wir brauchen ein Zukunftsbild von Gemeinde. Hier verknüpfen sich unsere unterschiedlichen und vielfältigen Vorstellungen von dem, was sein wird, zu einem Ganzen.

Dieses Zukunftsbild von Gemeinde muss ein „gesundes“ Bild sein, d. h. es muss praktikabel und darf keine Utopie sein.

Utopien sind unsere Wünsche und Vorstellungen, die sich meistens, von der Wirklichkeit abgehoben, im Bereich der „Spinnerei“ bewegen. Natürlich haben auch Utopien ihre Berechtigung, vor allem dort, wo es trocken und phantasielos zugeht: „Utopien sind wie Wolken. Ganz falsch ist es zu sagen, dass Wolken nichts sind. Sie sind nur nicht das, was sie in ihrer stolzen Pracht zu sein scheinen. Der Regen, der von ihnen kommt, beweist, was und wie viele sie sind. Sie sind keine ganz neue Welt, sondern eine Befruchtung der alten ... Ohne sie wird das Land zur Wüste, vertrocknet, schattenlos und tot.“ (Friedrich Naumann, 1911)

Und natürlich gehören Utopien zu dem Bereich unseres Menschseins, zu unserer Kreativität und Phantasie. Sie sind für uns eine wichtige Motivation zur Veränderung, sie beflügeln und begeistern uns und treiben zu Höchstleistungen an. „Ich glaube, dass wir ohne Utopie gar nicht leben können. Wenn man heute vom Tod der Utopie spricht, spricht man in Wirklichkeit nur vom eigenen Tod. Denn diese Menschen sind nicht mehr lebendig genug, um sich diese gewünschte, konkrete Utopie vorzustellen, obwohl wir in einer verwirklichten technischen Utopie leben. Was wir aber verlernt haben, ist, uns die soziale, die menschliche Utopie vorzustellen. Wir haben ein Manko an sozialer Phantasie, aber auch einen Mangel an Phantasie, unser persönliches Leben zu gestalten.“ (R. Jungk, Zukunft zwischen Angst und Hoffnung, München, 1990, S. 36)

Um Utopien zu „erden“ und sie in die normalen Vollzüge des Alltags einzubeziehen, muss die ganze Gemeinde am Entwickeln der Zukunftsbilder beteiligt sein. Damit sie nicht abgehoben und unrealistisch sind, brauchen die Zukunftsvorstellungen von Gemeinde ihr Korrektiv in der heiligen Schrift; die Bibel muss Vorlage für das Puzzle sein, das ein zukünftiges Bild von Gemeinde ergeben soll. Ich zitiere Klaus Eickhoff, der sich ausführlich mit der Zukunft der Gemeinde auseinandergesetzt hat:

„Ein an der Schrift gewonnenes Zukunftsbild für die Gemeinde schärft den Blick für die Ziele. Es ist für eine Gemeinde befreiend, wenn sie in der Gesamtheit ihrer Glieder weiß, woraufhin sie sich entwickeln will. Die Gemeinde wird erwartungsvoll. Sie blickt nach vorn, Fürbitte und Fürsorge werden dadurch höchst konkret.

Das Zukunftsbild soll auch für die Gemeindeglieder klar und durchsichtig sein. Jedes Glied soll erkennen, wo sein Platz darin ist. Es geht um ein Zukunftsbild, in dem man zu Hause sein kann und Spielraum zum verantwortlichen Handeln findet. Im Blick auf das gute Zukunftsbild werden die Glieder ermutigt, sich mit ihren Gaben, ihrer Zeit, ihrer liebenden Phantasie und ihrem Geld für den Dienst der Gemeinde einzusetzen. Sie freuen sich, an der Entwicklung ihrer Gemeinde mitwirken zu können.“ (Klaus Eickhoff, Gemeinde entwickeln, S. 224)

Das ist etwas anderes als die Flucht in Utopien. Anhand der Bibel formt sich ein verlässliches Bild von Gemeinde, das nicht unrealistisch ist, das wir uns nicht selbst ausdenken und das nicht unserer Frustration über den gegenwärtigen Zustand von Kirche oder Gemeinde entspringt.

Ein gesundes Bild von Gemeinde finden wir in der Apostelgeschichte. Gehen wir zurück zu diesen Anfängen. Wenn wir das dort dargestellte realistische Bild von Gemeinde betrachten, sehen wir:

Aus der Predigt, dem Wort Gottes, kommt das Bewusstsein für die gegenwärtige Lage der Menschen. Sie sehnen sich nach Veränderung, nach Umkehr und Erneuerung, und das führt zu der Frage: „Was müssen wir tun?“, das heißt: „Wie gewinnen wir eine neue Zukunft?“ Und ganz selbstverständlich ist, dass die, die in eine neue, inspirierende Zukunft eingetreten sind, wollen, dass auch anderen dieser Raum geöffnet wird. Ganz klar ist die Zielrichtung der Gemeinschaft: anderen Menschen den Zugang zu dieser Zukunft zu ermöglichen.

Dafür bekommt die Schar „Zukunftswerkzeuge“ in die Hand, also Mittel, die aus der zukünftigen Herrlichkeit Gottes stammen und dazu dienen sollen, die Zukunft Gottes zu erschließen - das sind die Gnadengaben (Charismen). Die menschlichen Werkzeuge sind nicht ausreichend und nicht „fein“ genug, um Gottes Zukunft aufzuschließen. So lebt die erste Gemeinde als eine Schar von Gottes Zukunftsbotschaften mitten in der Welt, zu der sie aber nicht mehr gehört, weil sie bereits mit einem Bein in Gottes Zukunft steht. Diese Gemeinde ist eine eminent innovative und attraktive Gruppe. Es geht von ihr etwas völlig Neues aus. Sie strahlt Zukunft aus, und das hat in einer vergehenden Welt immer eine starke Anziehungskraft.

Der Publizist Eberhard Stammler sieht das so: „Es ist die vielleicht verwegene Vision einer jungen Kirche, die sich am Bild ihres Ursprungs verjüngt. Es ist die Kirche Christi, der immer schon die Zukunft verheißen ist; und die dann getrost über die Schwelle des Jahrtausends ihrer Zukunft entgegengehen kann, da sie gewiss ist, dass ihr Christus aus dieser Zukunft schon entgegenkommt.“ (Eberhard Stammler, Kirche ohne Volk, Zürich, 1992, S. 18)

Und er fordert „nichts anderes als eine entschiedene Rückkehr zum Ursprung der Kirche, den Rückgriff auf die Urkunde ihres Glaubens.“ (S. 23)

Eine solche Rückkehr zum Anfang bedeutet eine Therapie für eine alt und müde gewordene Kirche, die Schwierigkeiten hat, beweglich zu sein. Wo das Bild einer gesunden Gemeinde verinnerlicht und geschaut wird, hat dieses Schauen bereits therapeutische Wirkung.

Es kann dabei aber nicht darum gehen, diese erste Gemeinde zu imitieren und so zu tun, als wären wir als Kirche noch am Anfang. Das wäre so, als wenn ein alter Mensch sich auf einmal einbildet, er wäre jung und sich entsprechend verhielte. Das ginge nicht, das wäre albern!

Aber es bleibt dieses Bild des Anfangs, diese Vision von Gemeinde, dieser Urzustand, in dem bereits die Zukunft enthalten ist. Es bedeutet für uns Herausforderung, Ansporn und Zielperspektive; von diesem Vorbild geht Erneuerung für uns aus.

„Gerade wer nicht biblizistisch auf eine Wiederkehr der Apostelzeit hoffen kann oder will, sollte bedenken, dass die Apostelgeschichte die erste Zeit als eine qualifizierte, als eine Idealzeit schildert, als Modell der Hoffnung also, eine Art Genesis der Neuschöpfung. Gerade als solche hat sie ihre Wirkungsgeschichte.... Sie ist um unserer Zukunft willen erzählt worden und wird um unserer Zukunft willen weiter erzählt. Darum sind von ihr immer wieder Impulse der Erneuerung ausgegangen. In ihr - und nicht erst in der Apokalyptik - findet der Glaube seine Futurologie.“ (Rudolf Bohren, Predigtlehre, München, 1971, S. 72)

Konkret ist das Ziel einer Verjüngungskur, dass die Gemeinde zum Leben zurückkehrt. Nicht Strukturen und Verwaltungen sind prägend für die Gemeinde, sondern die Unmittelbarkeit Gott gegenüber, der seine Gemeinde durch den Heiligen Geist leitet.

Umdenken ist heute gefragt. Wir haben uns verrannt und denken, dass wir die Zukunft der Kirche mit Modellen und Methoden retten könnten.

„Es ist das Risiko eines Umdenkens, das immer am Anfang des Glaubens steht und durch das sich der Kirche auch wieder die Urkräfte des Glaubens in die Zukunft hinein eröffnen könnte.“ (Eberhard Stammler, Kirche ohne Volk, Seite 29).

Das bedeutet für die Gemeinde heute im Nacheifern der ersten Gemeinden, den Mut zu gewinnen, auf Sicherheiten, Strukturen und wohlbekannte Vorgänge zu verzichten und bei allem ganz neu zu fragen: „Herr, was sollen wir tun?“ Statt zu Rezepten zu greifen, sollte sich die Gemeinde neu ihrem Herrn Jesus Christus zuwenden und sich überlegen, was Jesus jetzt in dieser Situation getan hätte.

Frieder und Werner

Werner: Ich glaube nicht, dass die Kirche heute noch eine Chance hat, sie ist doch uralte. Sie lebt mit viel Masse, aber wenig Verständnis, deshalb wird sie aussterben, wie die Saurier.

Frieder: Sie kann nicht aussterben, weil es in ihrem Verständnis einprogrammiert wurde, dass ihr Ende immer wieder ein neuer Anfang ist.

Werner: Du meinst, die Kirche kann nicht sterben, etwa nach dem Motto des Films, den ich neulich gesehen habe: Tote sterben nicht?

Frieder: Nein, ganz im Gegenteil, weil die Kirche das Leben ist, kann sie nicht aufhören!

Hoffnung und Geduld

Ein Umdenken und die Veränderung von Gemeinde geht nicht von heute auf morgen. Vielleicht halten wir es sogar im Blick auf unsere Gemeinde für unmöglich, dass Erneuerung geschieht. Und doch gilt für jede Gemeinde - auch für eine sehr traditionelle und unbewegliche - : Das neue Bild von Gemeinde steht bereits zur Verfügung, weil es zu ihrem Ursprung und Wesenskern gehört. Nehmen wir das Bild vom Weizenkorn, das in die Erde gesteckt wird und stirbt, damit etwas Neues entstehen kann (Johannes 12,24). An ihm sehen wir, dass das Reich Gottes nicht aufhören kann, sondern sich immer wieder selbst erneuert.

Zu dieser Erneuerung gehört das Sterben als wichtiger Moment des Übergangs. Etwas verändert sich, indem es stirbt, die alte Gestalt ganz verliert und zu etwas ganz Neuem wird.

Dabei ist in dem kleinen Weizenkorn bereits die neue Gestalt komplett angelegt. In dem kleinen Körnchen steckt bereits die ganze Zukunft. Sie wird aber nur freigesetzt, wenn das Alte stirbt und das Neue freigibt. Und dort, wo dieses Körnchen Glaube eingepflanzt wird, entsteht neues Leben, ereignet sich die Zukunft Gottes.

Eine junge Gemeinde, die von der Zukunft Gottes lebt, ist eine Gemeinde, die sich durch Einpflanzen und Wachsen des Glaubens immer wieder erneuert und verjüngt. Eine Gemeinde, in der Menschen zum Glauben kommen, bleibt jung und dynamisch. Sie hat Zukunft. Eine Gemeinde, die nur von den Vorräten vergangener Zeiten lebt, wird alt, verknöchert und unbeweglich; zuletzt trocknet sie aus.

Für die Zukunft der Gemeinde ist es von größter Bedeutung, dass der Same des Wortes Gottes ausgestreut wird, dass er wachsen und Frucht bringen kann. In einer Gemeinde, in der immer wieder Menschen zu Jesus finden, ist Leben, das ausstrahlt und weitere Menschen anzieht.

„Von daher bin ich zutiefst überzeugt, dass wir die jetzigen Veränderungsprozesse der europäischen Kirche viel angemessener geistlich deuten und verstehen können mit einem biblischen Bild, das bewusst die apokalyptische Metapher von „Weltuntergang“ und „Weltende“ christologisch neu interpretiert hat: nämlich das Bild vom Weizenkorn, das stirbt und dadurch neue Frucht bringt.“ (Medard Kehl, *Wohin geht die Kirche?*, Freiburg, 1996, S. 16)

Und was haben wir dabei zu tun? Wir stehen mit unserem Eifer, der Veränderung möchte, und unserem Streben nach sichtbarem Erfolg etwas ratlos neben dem Weizenkörnchen, das wir eingepflanzt haben. Hier ist eine Eigenschaft wichtig, die uns in unserer Zeit, in der es um rasche Ergebnisse geht, abhanden gekommen ist: Geduld. Bis ein Weizenkorn sich einwurzelt und dann emportreibt, vergeht eine lange Zeit. In dieser Periode ist nichts zu sehen und nichts zu beschleunigen.

Oft sieht es in unseren Gemeinden so aus wie auf einem Hühnerhof: Die Erde ist kahl und karg. Sollte sich ein Körnchen darin verirren oder ein kleines Hälmlchen emporwachsen, wird es sofort von den eifrigen Hennen entdeckt und herausgezupft. Es kann sich nichts entwickeln, wenn alles sorgfältig beobachtet wird und sich alle auf das kleinste Zeichen von Wachstum stürzen.

„Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und aufsteht Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst - er weiß nicht, wie. Denn von selbst bringt die Erde Frucht...“ (Markus 4,26) Christian Schwarz hat bei Untersuchungen von vielen Gemeinden im Blick auf diesen Bibelvers festgestellt:

„Aus diesem Gleichnis geht klar hervor, was die Aufgabe des Menschen ist - und was nicht: Er kann und soll ernten, er kann und soll 'schlafen und aufstehen'. Was er nicht kann, ist dies: Die Frucht produzieren. Hier heißt es geheimnisvoll, die Erde bringe diese 'von selbst' hervor...Auf die Gemeinde übertragen bedeutet das: Von außen betrachtet erscheint es so, dass etwas 'von selbst' oder 'automatisch' geschieht. Als Christen wissen wir aber, dass das, was dort anscheinend ganz von selbst geschieht, in Wahrheit ein Werk Gottes ist...Hier geht es um das strategische Zentrum des Gemeindeaufbaus. Wachsende Gemeinden - ob sie sich dessen bewusst sein mögen oder nicht - machen von diesem Wachstumsautomatismus Gebrauch. Das ist das 'Geheimnis ihres Erfolgs'!“ (Christian A. Schwarz, die natürliche Gemeindeentwicklung, C&P-Verlag, Seite 12)

Wir müssen uns in unserem Bemühen um neue Gemeinden klar machen, welcher Teil unsere Arbeit ist und was Gott macht. Aber wir arbeiten mit Gott zusammen. Er liefert die Zukunft (der Keimling, in dem alles angelegt ist) und wir stellen ihm unsere Gegenwart zur Verfügung (unsere Zeit, Kraft, Geld usw.). Daraus erwächst das Neue und entfaltet sich das Reich Gottes.

Zu dem was wir tun, brauchen wir Geduld, zu dem was Gott tut, brauchen wir Hoffnung. Wir hoffen auf Gott - nicht darauf, dass irgendetwas so funktioniert, wie wir es uns vorstellen. Wir hoffen nicht, dass unsere Zukunftsvorstellungen in Erfüllung gehen, sondern dass sich die Zukunft Gottes erfüllt.

„...Letztlich ist die Zukunft der Kirche ein Gegenstand der Hoffnung wider die Hoffnung und nicht eine Sache der Futurologie“. (Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg, 1989, S. 25) Futurologie ist die beschreibbare Zukunft, von der alle Fakten zusammengetragen werden, um ein wahrscheinliches Bild von dem, was kommen wird, zu erhalten.

Hoffnung hat jemand, der sich sicher ist, dass die Zukunft Gutes bringt, auch wenn die wahrnehmbaren Fakten dagegen sprechen. Gutes bedeutet, dass Frucht wächst - wie beim Weizenkorn - in vielfacher Form und dass diese Frucht wieder ausgesät werden kann. Das Endergebnis bedeutet gleichzeitig einen neuen Start in die Zukunft. Aus vielen einzelnen wird Gemeinde, aber sie ist mehr als die Summe ihrer Mitglieder, sie ist etwas ganz Neues.

Frieder und Werner:

Werner: Wie viele Menschen sind eigentlich in unserer Gemeinde in der letzten Zeit zum Glauben gekommen?

Frieder: So weit ich weiß, niemand. Aber vieles sehen wir auch nicht, der Glaube spielt sich ja im Verborgenen ab.

Werner: Du meinst also, dass es in unserer Gemeinde viele heimliche, verborgene Christen gibt?

Frieder: Ja, wahrscheinlich.

Werner: Diese heimlichen Christen sind mir unheimlich. Und ich weiß gar nicht: Sind wir nun eine lebendige Gemeinde oder nicht?

Die Gemeinde - eine Schöpfung Gottes

Das neue Bild von Gemeinde beschreibt Paulus (Kol. 3, 11). Es ist eine Gemeinde, die die sozialen Gegensätze in ihrer Mitte überwunden hat. Es gibt kein Gegeneinander und keine Konkurrenz mehr, alle sind gleichrangig, ob nun Sklave oder Herr, Mann oder Frau, Grieche oder Jude. Diese Gemeinde hat ernst damit gemacht, dass alle eine neue Identität bekamen, als sie ihr Leben Jesus gaben. Es ist die Gemeinschaft der erlösten Schwester und des erlösten Bruders, die miteinander Miterben und Mitbürger im Reich Gottes geworden sind. Auf dieses Miteinander kommt es an. Die Gemeinde ist nicht mehr eine Vielzahl einzelner Individuen, sondern sie sind eins geworden - ein Leib.

Detmar Scheunemann, viele Jahre Missionar in Indonesien, schreibt: „Das Zeugnis dieser neuen Gemeinschaft ist besonders in einer Welt gefordert, die immer mehr endzeitlichen Charakter annimmt. Die Liebe erkaltet. Egoismus und Hass feiern Triumphe. Rassische, völkische, soziale und religiöse Gegensätze zerreißen die Menschheit, nicht nur auf globaler Ebene, sondern auch auf nationaler und lokaler. Die Gemeinde Jesu ist in diesem eskalierenden Sog der Gegensätze mit hineingerissen. Und wird zerrissen, wenn sie nicht ganz neu das Geheimnis der Einheit der neutestamentlichen Gemeinde entdeckt, 'welche ist Christus in euch und unter euch'." (1. Kol. 27)

(Dietmar Scheunemann, Und führte mich hinaus ins Weite, Wuppertal, 1980, S. 51)

In einer Gemeinde, die so zu einer tiefen Gemeinschaft ihrer Glieder gefunden hat, hat die Zukunft Gottes schon begonnen. Sie ist die Gemeinschaft der Neuschöpfung Gottes.

Wenn wir die neutestamentliche Vorlage von Gemeinde betrachten, dann sehen wir, wie weit wir mit unserer „alten Kirche“ von einer neuen Gemeinschaft entfernt sind. Dieses Zusammenleben widerspricht den Trends der Zeit, in der die Gesellschaft immer mehr in viele einzelne Segmente zerfällt und der Individualismus triumphiert. Und trotzdem entspricht diese Vision nach Maßgabe der Bibel den Vorstellungen Gottes! Kaufen wir uns deshalb keine

billigere Zukunft ein! Lassen wir uns von dieser Vision einer ganz anderen Zukunft herausfordern, als sie uns die weltlichen Trendforscher verheißen!

Aber wie ist das möglich? Wie werden wir miteinander zu dieser neuen Gemeinschaft? Was ist unser Beitrag an der Umgestaltung Gottes, wie lassen wir uns von ihm zusammenfügen, so dass viele einzelne ein Leib werden? Wie überwinden wir unsere individualistischen Wege und gehen gemeinsam weiter? Das sind wichtige Grundfragen für ein Gemeindeleben, das auch morgen noch Bestand haben soll. Hier gibt es unterschiedliche Antworten. Der eine wird sagen, dass uns das intensive Gebet zusammenfügt, ein anderer betont die integrative Kraft des einen Gottesdienstes am Sonntagmorgen. Wieder ein anderer legt Wert auf ein alles verbindendes Gemeindekonzept.

In der Gemeindeberatung gehen wir einen anderen Weg, der zwei auf den ersten Blick gegensätzliche Begriffe verbindet:

Gemeinschaft und Kreativität. Kreativität wird meistens im Bereich der Selbstverwirklichung eingeordnet. Man findet zu sich, entdeckt und entfaltet seine künstlerischen Fähigkeiten. Das ist sicher ein sehr wichtiger und äußerst befriedigender Vorgang.

Aber es gibt noch mehr zu entdecken: die *gemeinsame* Kreativität. Da kommen Menschen in einer Gemeinde zusammen. Sie haben eine Frage, wollen ein Problem lösen und suchen nach gangbaren Wegen auf ein Ziel zu. Sie haben nichts als ihre Ideen und eine kräftige Portion Zeit. Sie beginnen mit einer ausführlichen Gebetsrunde. Sie laden den Geist Gottes ein zu kommen, um ihnen zu helfen. Sie wissen, dass der Heilige Geist der Schöpfer-Geist ist, also die Kreativität Gottes darstellt. Gott hat in einem zutiefst kreativen Vorgang den ganzen Kosmos einschließlich der Menschen erschaffen. Diese göttliche Kreativität vermittelt der Heilige Geist.

Sie sammeln ihre Fragen, sie tauschen sich über verschiedene Ansichten aus. Sie sind gelassen und ruhig. Sie suchen nach anderen als nach vordergründigen Lösungen. Sie geben sich nicht mit zweitklassigen Ideen zufrieden. Und indem sie so gemeinsam auf der Suche sind, aufeinander und auf Gott hören, geschieht etwas Eigenartiges.

Sie merken, dass auf einmal mehr ins Spiel kommt als die Summe ihrer Ideen. Plötzlich ist weit mehr da als das, was sie an Gaben und Fähigkeiten mitbringen, die Grenzen ihrer engen Bereiche brechen auf und sie treten in den weiten Raum der Möglichkeiten Gottes ein. Auf einmal gibt es ganz neue Ideen, kühne, nie gedachte Gedanken, ungeahnte Perspektiven.

Das ist der Bereich der gemeinsamen Kreativität.

Wir haben ihn in unseren Gemeinden noch viel zu wenig entdeckt. Dieser Raum öffnet sich dort, wo Menschen gemeinsam nach Lösungen suchen und offen sind für die Kreativität, das Schöpfungshandeln Gottes.

Dieser Gemeinschaft öffnen sich die Türen in die Zukunft, hier wird Zukunft erlebbar und greifbar. Es ist der Einbruch der prophetischen Dimension in die Gemeinde, ein unendlich weiter Blick wird möglich.

Eine Sehnsucht erwacht, dort den fernen Horizont zu erreichen, der Wunsch nach mehr wird laut. Die Gemeinde will wachsen - in die Weite und in die Tiefe. Und Kräfte werden frei, diese Zukunft zu erforschen und das Neue zu ergreifen.

Frieder und Werner:

Frieder: Ich würde so gern in die Zukunft blicken können und wie ein Prophet wissen, was auf uns zu kommt.

Werner: Und, was würdest du dann damit anfangen?

Frieder: Ich würde mich darauf einstellen und ich würde die Menschen vor dieser Zukunft warnen und dafür sorgen, dass das alles nicht so eintrifft.

Werner: Aber dann bringt es doch nichts, dass du dich auf die Zukunft einstellst, wenn sie doch anders wird.

Unsere Zukunft und Prophetie

Eine Gemeinde, die sich so gemeinsam um ihre Zukunft bemüht, hat die „Prophetie“ den ihr zustehenden Platz in der Gemeinde bekommen. Die ganze Gemeinde hatte schließlich Anteil an gemeinsamen Blick in die Zukunft, alle waren mit beteiligt, jeder hat seinen Teil dazu beigetragen. Gemeinhin sind Propheten unserer Vorstellung einzelne Persönlichkeiten, die Gott herausgerufen hat, Mahner, Gerichts-Verkündiger und Zukunfts-Seher. Sie führen ein einsames, zurückgezogenes Leben, hören die Stimme Gottes, treten an die Öffentlichkeit, um Gottes Botschaft mitzuteilen, und verschwinden dann wieder. Meistens ist ihr Los, dass niemand auf ihre Botschaft hört und sie in ihren anstößigen Persönlichkeiten abgelehnt werden.

Diese markanten Einzelpropheten gibt es sicher auch heute noch. Wir sind dabei, diese eigenartige und geheimnisvolle Dimension des Reiches Gottes neu zu entdecken.

Prophetenschulen entstehen, die sich ganz bewusst von den Zukunftsinitiativen der Futurologen absetzen.

Es gibt die spezielle Gabe der Prophetie, die Gott einzelnen Personen gibt, damit sie mit dieser Gabe dem Leib Christi dienen.

„Die Gabe der Prophetie ist eine besondere Fähigkeit, die Gott einigen Gliedern am Leib Christi gibt, die sie befähigt, eine Botschaft Gottes für sein Volk unmittelbar durch den Heiligen Geist zu empfangen und weiterzugeben.“ (Christian Schwarz, Der Gabentest, Emmelsbüll, 1994, S. 116)

Aber neben dieser speziellen Gabe gibt es die „christliche Universalrolle“: „Christliche Universalrollen sind Aufgaben, die sich für jeden Christen stellen – ganz gleich, ob er auf diesem Gebiet eine geistliche Gabe hat oder nicht. Jeder geistlichen Gabe entspricht eine solche Universalrolle. Der Unterschied zwischen beiden: Die Ausübung einer bestimmten geistlichen Gabe kann nicht von jedem Christen erwartet werden – sondern nur von denen, die die entsprechende Gabe haben. Ganz anders verhält es sich mit christlichen Universalrollen: Jeder Christ hat sie auszuüben.“ (Christian Schwarz, Der Gabentest, Emmelsbüll, 1994, S. 15)

Das gilt genauso für den Bereich „Prophetie“. Es gibt die Gabe der Prophetie für einzelne und es gibt eine prophetische Universalrolle.

Die Wiederentdeckung der prophetischen Gabe führt leicht dazu, dass prophetische Rede geistlichen Spezialisten überlassen wird, sie sind prophetische Fachleute, die in bestimmten Fällen gefragt werden. Das ist aber eine verhängnisvolle Einschränkung! Das prophetische Amt ist nach Meinung der Bibel der ganzen Gemeinde gegeben. Jeder Christ hat daran Anteil, jeder hat mit seiner Wiedergeburt prophetische Teile bekommen (vgl. 1. Korinther 14).

Wenn nun die Gemeinde zusammenkommt und jeder seinen prophetischen Beitrag gibt, wird aus den vielen einzelnen Teilen etwas Ganzes, die Mosaiksteine fügen sich zu einem Gesamtbild zusammen. Keiner hat allein für sich eine umfassende prophetische Sicht – aber gemeinsam wird es zu diesem neuen Bild, zu jener überraschenden Wendung, mit der niemand gerechnet hat, kommt es zu den Überraschungen Gottes. Dadurch entsteht etwas ganz Neues in der Mitte der Gemeinde, das sie miteinander anhand der Bibel prüft und von dem dann ihr Leben als Gemeinschaft geprägt wird.

Oder die Gemeinde wird durch diese neue, herausfordernde Gesamtschau insgesamt zum prophetischen Mahner und stellt den Wirklichkeiten dieser Welt die Wahrheit Gottes als ein Zeichen des Widerspruchs entgegen. Das prophetische Handeln der ganzen Gemeinde gilt es zu entdecken und zu leben. Die Zukunft Gottes ist nicht Sache des einzelnen – auch nicht Sache besonders charismatisch begabter Menschen, sondern die Sache der ganzen Gemeinde. Eine solche Gemeinde hat „Biss“, sie nimmt ihre Verantwortung in unserer Gesellschaft wahr und bezieht deutlich ihre geistliche, soziale und politische Position.

Frieder und Werner:

Werner: Du, Frieder, was ist eigentlich Gemeinde?

Frieder: Wie kommst du denn auf diese Frage?

Werner: Ich verstehe nicht, wie das funktioniert: Du und ich zusammen, wo wir doch so unterschiedlich sind und dann noch viele andere, noch unterschiedlichere Menschen dazu...

Frieder: Siehste, das ist Gemeinde.

Die verweigerte Zukunft

Eine Gemeinde, die die Zukunft für sich reklamiert, ja sogar von sich behauptet, ein Brückenkopf der Zukunft in der heutigen Zeit zu sein, eckt an und kommt in Schwierigkeiten. Sie schwimmt nicht mehr im Trend der Zeit, sondern sie fließt in „Gottes Strom“.

Natürlich spiegelt auch die christliche Gemeinde heute alle Modeerscheinungen und alle Strömungen der Zeit wider. Sie ist den gesellschaftlichen Entwicklungen nicht enthoben. Und trotzdem: Sie ist zeitlos, weil sie Gott gehört, der über der Zeit steht und von sich sagt: Ich bin

der Anfang und das Ende. Gott hat andere Zeiträume, wenn von ihm gesagt wird: Tausend Jahre sind für ihn wie der Tag, der gestern vergangen ist. (Psalm 90,4)

In der Spannung zwischen der Zeitlosigkeit Gottes (Ewigkeit) und der Zeitlichkeit dieser Welt (Endlichkeit) steht die Gemeinde. Sie lebt von der Zukunft, aber sie lebt in der Gegenwart. Sie lebt *in* der Welt, ist aber nicht *von* der Welt. Aus diesen Gegensätzen ergeben sich Probleme, diese Frontlinie bedeutet Auseinandersetzungen und Ratlosigkeit. „Gott nimmt uns unsere weltlichen Probleme nicht ab, er erspart uns nicht unsere Ratlosigkeiten. Man sollte darum auch in der Kirche nicht so tun, als ob es doch so sei. Letztlich zwingt uns sogar die Berufung auf Gott in eine letzte Ratlosigkeit hinein ...“

(Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg 1989, Seite 14)).

Gerade diese Ratlosigkeit ist es, die uns immer wieder neu zusammenführt und uns dazu bringt, miteinander Gottes Rat zu erbitten.

Die Situationen, in denen wir mit unseren Möglichkeiten und Ideen am Ende sind, sind Gottes Gelegenheiten. Wir kommen zu Gott und sagen ihm, dass wir keinen Ausweg mehr sehen. Wir sagen ihm, dass wir uns die Zukunft verbaut haben und unsere Hoffnung auf ein Weitergehen auf den Nullpunkt gesunken ist. Und wir erwarten von ihm Antwort! Stattdessen erlebe ich in Gemeinden, dass sie genau in diesen Momenten aufhören und bei solchen Fragen stehen bleiben, statt nach Antworten zu suchen. Man kann sich im Zustand der Resignation einrichten und beim Minimalstandard bleiben. Man kann mit einem Schulterzucken sagen: „Es ist halt so - und so wie es ist, wird es auch bleiben!“ Aber so eine Haltung führt zur Unbeweglichkeit und zu einer falschen Selbstzufriedenheit. Man rechnet nicht mehr mit der Zukunft Gottes und weicht allen Schwierigkeiten aus. Man sucht nicht mehr das Andere oder die anderen, sondern bleibt im Kreis der Gleichgesinnten. Es gibt keine Herausforderung mehr, die Suche nach der Zukunft ist eingestellt, man ist in einer Sackgasse angekommen und weigert sich, den Blick über die eigenen Zäune heraus zu tun.

In diesem Zustand verharren heute viele Gemeinden; um aus dieser Erstarrung herauszukommen, sind Veränderungen bitter nötig!

Deshalb möchte ich auf die Sackgassen der Zukunft näher eingehen. Ich beschreibe Ihnen, was ich in der Gemeindeberatung antreffe. Natürlich will ich hier nicht stehen bleiben, sondern möchte dazu beitragen, die Stagnation in unseren Gemeinden zu überwinden. Aber schauen wir uns zunächst diese Wege ohne Fortsetzung an, in die wir uns als Gemeinde hinein manövriert haben.

Düstere Zukunftsstimmung

Eine negative, düstere Stimmung prägt das Leben in der Sackgasse. Man hat das Gefühl, in einem Endbahnhof angelangt zu sein, aus dem es kein Zurück mehr gibt. Man kann sich in dieser Situation nur noch einigermaßen komfortabel einrichten und abwarten. Es ist dunkel geworden, Weltuntergangsstimmung breitet sich aus. Die Gemeinde findet sich zusammen als das letzte Häufchen der Gerechten, man sieht sich als „kleine Herde“ gegenüber einer riesigen

Schar von gefährlichen Wölfen in einer aussichtslosen Lage. Die Kirche ist zu einer Randerscheinung der Gesellschaft geworden und wird in ihrer Bedeutung immer mehr abnehmen, Christen gehören zum Kulturgut von gestern...

In vielen Gemeinden herrscht solch eine trübe Beerdigungsstimmung vor. Sie führt zu einer Todeslähmung. Man verharrt in der Agonie und wartet auf das Ende, sehnt es vielleicht sogar herbei.

Oder man sieht die Kirche insgesamt in ihren letzten Zügen auf der Intensivstation am Tropf der Kirchensteuer hängen. Automatisch denkt man an Euthanasie: Wie könnte man die Kirche aus diesem quälenden Zustand befreien? Wäre es nicht besser, ihr den Todesstoß zu versetzen, in dem man aus der Kirche austritt und andere zum Kirchenaustritt auffordert?

Eine solche negative Grundstimmung wirkt demoralisierend. Hier können keine kreativen, innovativen Ideen mehr geboren werden. Es wird nicht mehr begeistert zur Gemeinde eingeladen, es wird nur noch verharrt – eine Zukunft gibt es nicht. Man baut sich monumentale Grabanlagen, damit wenigstens etwas Bestand hat. Man schafft Strukturen, füllt sie aber nicht mit Leben. Man bildet „Erbengemeinschaften“ und verteilt das Vermögen – auch wenn die „alte Dame“ noch gar nicht tot ist.

Diese düstere Grundstimmung lässt sich natürlich trefflich überspielen. Es werden lustige und heitere Programme aufgestellt, es wird auf die Pauke gehauen, man ist ausgelassen und fröhlich. Aber im Grunde genommen stecken hinter diesem ausgelassenen Aktionismus schlecht verborgen Verzweiflung und Leere.

Eine Gemeinde in dieser Situation kann am besten so beschrieben werden: Wir wissen nicht, was wir tun sollen – aber wir tun es mit aller Kraft.

Gemeinde als Nest

Wenn ich zu einer Beratung in einer Gemeinde bin und wir uns über unsere Vorstellungen von Gemeinde austauschen, taucht regelmäßig der starke Wunsch auf, die Gemeinde solle „ein Nest“ sein. Dahinter steckt das starke Bedürfnis nach Geborgenheit und Sicherheit. Die Zeit heute ist so hektisch und wird verwirrend und chaotisch empfunden. Da muss dann wenigstens die Gemeinde ein sicherer Hort sein, eine Insel, auf der man sich wohl fühlen kann, eine Kuschelecke zum Entspannen – eben ein Nest.

Das ist eine nicht ungefährliche Vorstellung von Gemeinde – so sehr dieser Wunsch verständlich ist. Man dreht sich um sich selbst, sucht das eigene Wohlbefinden. Gemeinde wird dadurch zu einer Ansammlung von Egoisten, denen es gut gehen soll. An ein paar wenigen bleibt es hängen, dass sie für die nötige Geborgenheit im „Nest“ sorgen. Wie die Eltern-Vögel zur Brutzeit sind sie ständig am Hin- und Herfliegen, um den Vögeln im Nest genügend Futter zu besorgen und den Kot zu entfernen. Wer das einmal beobachtet hat, weiß, wie stressig dieser Job ist: Die Alten suchen nach Futter und magern dabei selbst stark ab.

Wer diese Nestsituation in Frage stellt, wird als Nestbeschmutzer bezeichnet und vielleicht sogar aus dem Nest geworfen.

Bei einer Gemeindeberatung bin ich oft mit der Erwartung konfrontiert: „Bitte Sorge dafür, dass unser Nest wieder gemütlich wird.“ Es folgen bittere Enttäuschung oder sogar Aggressionen, wenn ich auf diese Bedürfnisse nicht eingehe. Aber das kann ich beim besten Willen nicht! Ich würde dann diese Gemeinde nämlich nicht aus der Sackgasse in eine vitale Zukunft führen, sondern sie in ihrem gegenwärtigen Status festhalten.

Leiter und Sündenböcke

Ich beobachte in der Sackgasse zwei interessante Vorgänge: Einerseits sucht man sich starke Leiter, und andererseits hält man Ausschau nach Menschen, die man für diese ausweglose Situation verantwortlich machen kann. Je unsicherer die äußere Situation ist, je mehr die Kirche zerbricht und Veränderungen nötig sind, desto mehr wird der Ruf nach starken Führerpersönlichkeiten laut. Man braucht Menschen, an denen man sich festhalten kann, die Sicherheit und Zuverlässigkeit garantieren. Je geistlicher diese Leitfigur, desto eher kann man seine Verantwortung an ihn abtreten. Er ist für jeden persönlich zuständig, er wird schon einen Weg aus dem Dilemma herausfinden, seine geistliche Kraft sprengt die Mauern, die uns umgeben. Und wenn das nicht geschieht, dann ist mit ihm doch Gott selbst in dieser schwierigen Situation präsent. Dieser Leiter wird zu einem Hoffnungsträger, er *wird* zur Zukunft.

Das ist sehr bedenklich! Was passiert, wenn plötzlich deutlich wird, dass auch dieser Leiter kein Übermensch, sondern ein ganz normaler Sterblicher ist, mit seinen Fehlern und Mängeln? Kehrt dann erst recht bittere Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit ein?

Das andere ist: Es werden Sündenböcke gesucht. Irgendjemand muss doch für diese verfahrenere Situation verantwortlich sein! Es geht einem besser, wenn man sagen kann: „Du bist schuld!“ Dann kann man jemanden verantwortlich machen und muss selbst keine Verantwortung übernehmen.

Das mag der Pfarrer sein, der zu wenig geistlich ist oder dem vorgeworfen wird, er wäre ein realitätsferner Spinner. Die Schuld an der Misere kann auch der Kirchenleitung aufgebürdet oder ganz allgemein dem System zugeschoben werden. Zum Beispiel wird das System der Kirchensteuer als Ursache identifiziert, dass die Kirche darniederliegt. Vielleicht entdeckt man auch den Grund für die gegenwärtige missliche Situation in der Geschichte – wenn man sich damit selbst von Schuld und Verantwortung freispricht, kann sich nichts verändern. Die Veränderung wird dann von den anderen erwartet. Wenn man einen Schuldigen gefunden hat, will man Köpfe rollen sehen und verlangt, dass die Verantwortlichen Konsequenzen ziehen. Einem Sündenbock wird die ganze Last der verfahrenen Situation aufgeladen und er wird in die Wüste geschickt. Nur - was verändert sich dadurch wirklich in der Sackgasse?

Besucher in der Sackgasse

Um Leben in die Sackgasse zu bringen, lädt man sich hochkarätige Redner ein und organisiert große Veranstaltungen für Starprediger von außerhalb. Solange so jemand da ist, ist etwas los! Die Stimmung ist gut, man hat den Eindruck, dass sich etwas bewegt, zumindest sind die Menschen, die zu diesen Veranstaltungen kommen, eine Zeit lang bewegt von dem, was sie gehört haben. Modelle werden vorgestellt, es wird berichtet, wie sie anderswo funktionieren, und man ist begeistert. So müsste es hier auch sein! Die große, weite Welt Gottes ist in der kleinen Sackgasse zu Gast! Man hat das Gefühl von Wichtigkeit und hat an den Aufbrüchen Anteil, die anderswo geschehen. Man bildet Ausschüsse, die die Impulse von außerhalb aufnehmen und umsetzen sollen. Aber bald, nachdem der Stargast mit seinem Team wieder abgereist ist, kehrt der Alltag ein. Der Ausschuss versucht eine Weile, das Gehörte am Leben zu halten, aber bald schläft auch das ein.

Geschieht das einige Male, reißen solche Veranstaltungen niemanden mehr „vom Hocker“. Die Stimmung macht sich breit: Das hatten wir alles schon und es hat sich doch nichts geändert. Man ist skeptisch gegenüber Modellen, Vorschlägen, Programmen und geistlichen Versprechungen geworden. Man glaubt sie nicht mehr und bleibt unter sich.

Geistlich kämpfen

Vielleicht passiert dann in der Sackgasse folgendes: Man stellt fest, dass alle müde geworden sind, jeder spürt die Stagnation am eigenen Leibe. Man hat den Eindruck, dass man von Mauern umgeben ist. Die Konsequenz heißt: Wir müssen im Gebet gegen diese Mauer angehen, wir müssen in einen geistlichen Kampf eintreten.

Bitte verstehen Sie mich nicht falsch! Ich denke, dass in dieser Situation das gemeinsame Beten sehr wichtig ist. Die Lage ist ernst und deshalb ist Gebet notwendig. Nur beobachte ich oft, dass man sich auf das Beten beschränkt, man rennt geistlich gegen die Mauern, die einen einschließen, an. Aber man bleibt dabei in seiner Sackgasse sitzen, man steht nicht auf oder überlegt sich Veränderungen, man beruft keine Krisensitzung der ganzen Gemeinde ein und überlegt sich, was praktisch zu tun wäre. Man verlagert das Problem auf eine sehr geistliche Ebene, aber handelt nicht aktiv. Dabei wäre es vielleicht auch in geistlicher Hinsicht das Gebot der Stunde, aufzustehen und aus der Erstarrung und Einengung aufzubrechen.

Frieder und Werner:

Werner: Wir müssen in unserer Gemeinde mal wieder etwas unternehmen, etwas, was den müden Laden richtig in Fahrt bringt.

Frieder: Nein, dadurch bewegt sich, geistlich gesehen, doch nichts. Nur durch Beten kommt etwas in Bewegung.

Werner: Weißt du was? Wir machen eine große Gebetsparty, laden einige Bands dazu ein und anschließend ziehen wir betend und singend durch unseren Ort, so bringt uns das Gebet richtig in Trab!

Frieder: Also gut. Gebet bewegt zwar vor allem den Arm Gottes, aber auch unsere Herzen und unsere Füße.

Was sonst noch in der Sackgasse geschieht

Bevor wir nach Wegen aus der Sackgasse suchen, schauen wir uns in Ruhe noch einmal um. Es ist schließlich ein sehr gemütlicher, heimeliger Ort. Hier wehen keine rauen Winde, hier geht's harmonisch und ruhig zu. Man achtet auf Ausgewogenheit, mutige oder vielleicht sogar freche Worte sind verpönt. Wenn sich eine Gruppe zu Wort meldet, darf gleich die andere Gruppe die Gegenmeinung vertreten. Profilierte Stellungnahmen gibt es nicht, oder wenn, dann werden sie sofort glattgebügelt. Wer versucht, den Menschen in der Sackgasse ihre Lage deutlich zu machen, wird als Unruhestifter zurechtgewiesen. Wer mehr möchte und Ziele formuliert, wird als Spinner belächelt.

Man lehnt Ziele ab, da sie sowieso nicht erreichbar sind, und huldigt dem Pragmatismus. Was möglich ist und ankommt, das wird getan. Richtig ist nur, was funktioniert.

Was schnellen Erfolg bringt und nach etwas Bedeutendem aussieht, wird der mühsamen Kleinarbeit vorgezogen. Man hat schließlich keine Zeit. Man lebt im Heute und erhebt es zum Dogma. In Gesprächen geht es um lapidare Alltagsdinge: „Was mache ich, was machst du ...?“ Es wird organisiert und verwaltet. Was man eigentlich will und sich in seinem Herzen wünscht, bleibt verborgen. So kommt zur äußeren Sackgasse eine innere Abgeschlossenheit hinzu. Man versteckt sich voreinander, baut eine fromme Fassade auf, hinter die niemand schauen darf. Man geht nicht offen und ehrlich miteinander um. Wo es Konflikte gibt, wird taktiert und integriert, damit es ja nicht zu einer offenen Auseinandersetzung kommt. Das wäre gefährlich! In dieser engen, eingegrenzten Situation muss jeder bei seiner eingeübten Rolle und den eingespielten Abläufen bleiben, sonst wird es explosiv.

Die Situation ist festgefahren. Aber es muss nicht so bleiben! Welche Wege führen aus dieser Sackgasse heraus? Wie erreichen wir Veränderungen auch in festgefahrenen Umständen? Das ist ja unser Hauptaugenmerk, dass gerade dort, wo sich bisher nichts bewegt, etwas neu in Bewegung kommt. Das ist mein Anliegen in der Gemeindeberatung und darum soll es in den nächsten Kapiteln gehen.

Frieder und Werner:

Werner: Ich steig aus aus der Zukunft, die Zukunft ist mir zu kompliziert. Ich habe mit der Gegenwart genug zu tun.

Frieder: Aber das geht gar nicht, du müsstest die Zeit anhalten - und das kannst nicht einmal du!

Werner: Das ist mir egal, ich mache mir meine eigene Zeit.

Frieder: Aber dann wirst du bald sehr einsam sein, alle um dich herum werden älter, nur du nicht. Irgendwann gehörst du dann nicht mehr zur Gegenwart, sondern bist ein Relikt aus der Vergangenheit.

Wege in die Zukunft

Wer aus der Sackgasse heraus möchte, um Schritte in die Zukunft zu gehen, muss aufstehen und losgehen. Das klingt so einfach und ist doch so schwer!

Zuerst muss sich jeder ganz ehrlich über seine eigene Lage klar werden: Wo bin ich? In welcher Situation befinde ich mich?

Das Nest, die Geborgenheit zu verlassen, erfordert viel Energie. Das bringt nur der fertig, dessen Kräfte durch einen schonungslosen Einblick in die Realität mobilisiert werden. Solange man sich nicht darüber im Klaren ist, dass man in der Sackgasse sitzt und noch Möglichkeiten sieht, die Umstände zu verharmlosen, wird man sich nicht damit beschäftigen, dass dringend etwas geändert werden muss.

In vielen Gemeinden scheitert die notwendige Veränderung an diesem ersten Schritt. Es wird überhaupt keine Notwendigkeit gesehen, dass etwas anders werden muss. Die meisten denken: „Es ist doch gut so wie es ist - natürlich, abgesehen von ein paar Kleinigkeiten, aber die gibt es überall.“ Ob wir in einer tatsächlichen Krise stecken oder nicht, ob wir dringende Maßnahmen zur Veränderungen unternehmen müssen, ist in einem großen Maß Ansichtssache. Jeder beurteilt die Lage anders. Wir müssen deshalb zuerst eine gemeinsame Sicht unserer Situation gewinnen - und das bedeutet schon ein kräftiges Stück Arbeit! Wir müssen dabei aufeinander hören und uns gegenseitig ernst nehmen. Wir dürfen dem anderen nicht Übertreibungen unterstellen, sondern annehmen, dass er die Umstände tatsächlich für so unhaltbar empfindet, dass er auf schnelle Maßnahmen drängt. Wir müssen einander in unseren subjektiven Empfindungen stehen lassen und trotzdem zu einer gemeinsamen Sicht kommen, sonst bleibt es beim Status quo. Warum sollten wir uns auch ohne zwingenden Grund in ein Abenteuer stürzen, dessen Ausgang wir nicht kennen?

Gründe, die einen Aufbruch lebensnotwendig machen, können sein:

A. Persönliche Gründe

- Ich werde in meiner Entwicklung behindert.
- Ich habe keine Luft mehr zu Atmen.
- Ich bin zur Passivität verdammt, ich kann mich nicht einbringen.
- Ich bin in ungute Abhängigkeiten zu Leitern geraten.
- Ich kann die allgemeine Linie nicht mitgehen.
- Ich werde nicht „satt“.

B. Gemeinsame Gründe

- Es wächst nichts, die Gemeinschaft stagniert.
- Probleme werden nicht angegangen, Konflikte nicht ausgetragen.
- Ein einzelner Leiter dominiert die Gemeinschaft.
- Für den Einzelnen bleibt zu wenig Spielraum.
- Der Umgang miteinander ist unehrlich.

Über diese Punkte müssen Sie miteinander ins Gespräch kommen, um sich gegenseitig mitzuteilen, wie man sie bewertet. Wenn Sie mehrere Gründe auf Ihre Situation beziehen können, dann ist es Zeit, dass Sie aufstehen und losgehen.

Sie müssen keine Situation erleiden, die Sie kaputt macht. Sie müssen nicht um jeden Preis durchhalten. Gott hat Ihnen Gaben gegeben, damit Sie sie einsetzen. Er hat Ihnen Hunger gegeben, damit Sie nach Nahrung suchen. Er hat eine Sehnsucht in Ihr Herz gepflanzt, damit Sie sich nicht zufrieden geben, bevor Sie Ihr Ziel erreicht haben. Er hat Ihnen Ideen gegeben, damit Sie sich kreativ entfalten können. Gott freut sich, wenn Sie Ihr Leben in die Hand nehmen und etwas daraus machen. Es ehrt ihn, wenn Sie Ihre Kraft und Stärke einsetzen. Er hat Ihnen Erfahrungen geschenkt, die sich in ihrem Leben zu einer ganz speziellen Ansicht bündeln. In dieser Zusammenstellung sind Sie einmalig und Sie haben ein Recht so zu sein, Ihre Meinung mitzuteilen und eigene Schritte zu unternehmen. Es ist besser, dass Sie etwas tun – auch wenn es dabei zu Fehlern kommt, als dass Sie mutlos sitzenbleiben. Ich möchte Ihnen Mut machen, aufzubrechen – auch das Unbekannte zu wagen, loszugehen, aus der Sackgasse herauszutreten.

Aufbrechen bedeutet zweierlei:

Ich breche auf, ich gehe los! Früh morgens packe ich meinen Rucksack und beginne meine Wanderung im Morgengrauen. Vor mir liegt das Neue, ein ganzer Tag voller Abenteuer und Begegnungen, darauf gehe ich zu. Das ist schön, das begeistert mich und macht mir Spaß!

Aber es heißt auch: Ich breche *aus*. Das Gefängnis, in dem ich bisher gelebt habe, wird aufgebrochen. Ich trete aus der Enge heraus in die Weite.

Das tut weh und ist nicht einfach! Es kostet Sie Anstrengungen und Sie erfahren dabei Ablehnung und Hass; die, die Sie zurücklassen, ziehen sich gekränkt von Ihnen zurück. Sie sind vielleicht auf einmal ganz einsam. Gehen Sie trotzdem? Wagen Sie einen Weg aus der Sackgasse, auch wenn viele wohlmeinende Menschen Sie zurückhalten wollen?

Frieder und Werner:

Werner: Du Frieder, ich muss mal hier raus, ich brauche Abstand, kommst du mit? Wir könnten morgen eine Wanderung miteinander unternehmen.

Frieder: Aber bekommst du Abstand vom Alltag, wenn ich mitgehe? Wir reden dann sowieso bloß die ganze Zeit über die Gemeinde.

Werner: Weißt du was? Wir tun morgen so, als gäbe es unsere Gemeinde nicht und wir wären Pilger einer längst vergangenen Zeit, die auf der Suche nach dem Ort sind, an dem Gott wohnt.

Frieder: Und dann kommen wir abends zurück und sehen unsere Gemeinde und unseren Ort mit ganz anderen und neuen Augen.

Trampelpfade betreten

Die Geschichte kennt viele Beispiele von Menschen, die konsequent ihren Weg gegangen sind und sich nicht durch eine allgemeine Meinung zurückhalten ließen. Sie waren oft einsam,

wurden missverstanden und angegriffen. Und trotzdem - oder deswegen? – wurden sie zu Vorbildern und Hoffnungsträgern, die anderen Mut machten, unbequeme Wege zu gehen. Solche Vorbilder sind z.B. Hudson Taylor, Georg Müller, Martin Luther King, Dietrich Bonhoeffer und noch viele andere. Für mich bedeutet es immer wieder eine starke Ermutigung, Biografien von solchen Vorbildern zu lesen, um zu sehen, wie konsequent und beharrlich sie ihren - oft sehr schwierigen - Weg gegangen sind.

Ein politischer „Pfadfinder“ unserer Zeit ist Erhard Eppler. Für mich ist er ein Vorbild für Klarheit und Konsequenz, notfalls auch zu eigenen Lasten.

Er schrieb Anfang der achtziger Jahre - und das gilt heute noch in gleicher Weise:

„Die glatten und breiten Straßen in die Zukunft,... gibt es offenkundig nicht: dass wir dies im Lauf der siebziger Jahre erkannt haben, hat viele entmutigt, andere aber auch angespornt, nach Pfaden in die Zukunft zu fahnden, nach Trampelpfaden, beschwerlich, steinig, oft durch dorniges Gestrüpp. Vielleicht tun wir gut daran, nicht gleich nach der Planierdrape zu rufen, sondern uns für besonders dichtes Gebüsch mit Messer und Rebschere zu wappnen. Wenn einmal einige hundert Menschen denselben Trampelpfad vorangestapft sind, wird er wegsamer, bequemer, und wenn sie berichten können, dass man sich da nicht verirrt, lässt sich später über einen – bescheidenen – Ausbau reden.“ (Erhard Eppler, Wege aus der Gefahr, 1981, Seite 147)

Das macht Mut, auch ungebahnte Wege in die Zukunft zu gehen! Es ist zunächst ein einsamer Weg, innere und äußere Anfechtungen sind die Begleiter. Aber das wird nicht so bleiben. Ich habe den Eindruck, dass sich heute viele danach sehnen, neue Wege zu gehen und von den breiten Highways abbiegen wollen, um sich auf ungebahntes und unbekanntes Terrain zu wagen. Im Augenblick zögern sie noch, denn dazu braucht es einzelne Pioniere, die den Weg bahnen und die sind nicht so ohne weiteres zu finden.

„Wer darauf warten will, bis er auf den wohlgebahnten, säuberlich beschilderten Weg in die Zukunft stößt, der mit Sicherheit in eine humanere Welt führt, und dann auch noch auf das Kettenfahrzeug, das Hindernisse auf dem Weg nach Belieben niederwalzen kann, dürfte lange warten. Wer neue Zukünfte öffnen will, muss Schneisen schlagen in die Hoffnung, dass viele andere sich in derselben Richtung bewegen wollen. Im Prozess des Zurechtrampelns neuer Pfade durch immer mehr Menschen entsteht nicht nur Klarheit über die Richtung, sondern auch die Macht, neue Schneisen zu schlagen. Wahrscheinlich hat sich Gegenmacht zur Beharrungsmacht des Bestehenden noch nie anders gebildet.

Wer aus der Gefahr entkommen will, braucht Gefährten, Weggefährten, und die findet er nirgendwo anders als auf dem gemeinsam als richtig erkannten Weg.“ (Erhard Eppler, Wege aus der Gefahr, 1981, Seite 220f)

So wagen sich einzelne voran und finden auf dem Weg Gefährten, die mit ihnen gehen.

Ich beobachte, dass sich heute im Reich Gottes viele solche Expeditionsgruppen zusammenfinden und aufmachen, Trampelpfade in die Zukunft zu entdecken. Das geschieht meistens weit ab von der Öffentlichkeit und in aller Stille. Jemand hat kürzlich ein Bild gebraucht: Diese kleinen Pioniertrupps sind Karawanen in der Wüste, die ständig unterwegs sind. Heute sind sie hier und morgen schon woanders. Niemand weiß, wo sie sich gerade bewegen. Sie sind wendig und flexibel. Sie haben kein festes Quartier und es kommt vor, dass sie auch nachts unterwegs sind. So finden sie neue Wege und entdecken Oasen.

Diese Karawanen sind unberechenbar. Das ist ein Problem für die, die feste Quartiere bewohnen und die Beständigkeit lieben. Wenn diese schmutzigen Wüstenpioniere bei ihnen vorbeikommen, um von den neu entdeckten Wegen zu berichten, rümpfen die meisten die Nase. Diese Entdecker und die etablierte Gemeinde passen nicht zusammen. So kommt es zu Spannungen in unseren Gemeinden zwischen denen, die neue Wege in die Zukunft entdecken und vorangehen wollen, und denen, die nicht mit können oder mit wollen.

Hier entsteht ein Spannungsfeld, leicht reißt die Gemeinde auseinander, wenn die einen ganz weit vorne sind und die anderen zurückbleiben. Die Vorangehenden, die Pioniere einer anderen Zukunft, dürfen den Kontakt zum Tross nicht verlieren.

In diesen Riss müssen Menschen treten, die im Mittelfeld die Verbindung halten. Sie müssen die Langsamen zum Weitergehen ermutigen und gleichzeitig die Voranstürmenden davon abhalten, die Zurückbleibenden ganz abzuschütteln. Für die Leute in der Mitte, die nach beiden Seiten beschäftigt sind, ist das keine leichte Aufgabe! Es stehen ihnen von beiden Seiten Schwierigkeiten ins Haus - von denen, die vorangehen und von denen, die zurückbleiben wollen.

Aber das neue Land, die Zukunft, ist nur gemeinsam zu entdecken, da es allen gehört.

Frieder und Werner:

Frieder: Seit wir uns für Veränderungen in unserer Gemeinde einsetzen, komme ich mir einsamer vor. Manche Leute gehen mir ganz bewusst aus dem Weg.

Werner. Das macht doch nichts aus, dafür hast du doch uns.

Frieder: Klar. Aber das macht die Sache nicht einfacher. Wenn es nur nach uns ginge, könnten wir einfach so loslegen, wie wir es wollen. Aber das geht nicht.

Werner: Ja, es wäre besser, es gäbe nur uns - und keine schwerfällige Gemeinde. Aber dann hätten wir auch nichts zu verändern, oder?

Wie geschieht Veränderung?

Im Augenblick läuft alles kreuz und quer. Viele suchen sich ihren Weg. Die Landschaft ist von den verschiedenen Trampelpfaden zerfurcht. Wo gibt es Möglichkeiten, wo die auf dem Weg gewonnenen Erfahrungen ausgewertet, gebündelt und geprüft und Landkarten erstellt werden?

Wie können diese verschiedenen Bewegungen koordiniert werden, so dass eine große, eine umfassende Veränderung geschieht? Schnell erwacht der Wunsch nach einem „starken Mann“, der alles regelt und die Richtung angibt.

Aber es kann nicht angehen, dass einer die Dinge in die Hand nimmt und Vorgaben für alle macht. Alle, die auf der Suche nach dem Weg in die Zukunft der Kirche sind, müssen zusammenkommen, um ihre Erfahrungen und Erkenntnisse einander mitzuteilen. Dieses gemeinsame Entdecken der Zukunft *hat* Zukunft. Hier entsteht schon etwas Neues, hier ist ein Stück Zukunft bereits verwirklicht. Wenn andere sehen, dass diese Zukunft Hand, Fuß, Kopf und Herz hat, dann fällt es ihnen leichter, sich auf sie einzulassen.

Die Wege in die Zukunft gewinnen Form und Gestalt in den Menschen, die sie gegangen sind, durch sie werden die Wege „greifbar“ und sind Veränderungen nicht bedrohlich, sondern verständlich. Sie berichten von ihren Erfahrungen und erzählen die Geschichten, die sie auf den Wegen durch die Wildnis erlebt haben. Das macht Mut, das steckt an! Wir sollten uns in unseren Gemeinden öfters treffen, um uns diese Geschichten zu erzählen und uns an den Erfahrungen, die wir gemacht haben, Anteil geben. Dadurch wird der Wunsch nach Neuem wach, dadurch wird aufgeweckt, was bisher in tiefem Schlaf versunken war. Die Sehnsucht bricht auf: „Komm, lass uns diese Wege *gemeinsam* gehen!“ Was bisher starr war, gerät in Bewegung.

Und Veränderung ist nur dadurch möglich, *dass* etwas in Bewegung kommt - Erstarrtes und Festes kann nicht bewegt werden. Es muss also zuerst ein Zustand eintreten, der eine Bewegung, eine Veränderung zulässt. Erst ein instabiles System ist veränderungsfähig.

„In allen Bereichen der unbelebten und belebten Systeme vollziehen sich strukturelle Änderungen, indem stabile Strukturen und Formen ihre eigenen Grenzen überschreiten, instabil werden, sich gleichsam verflüssigen ... Ein typisches Beispiel ist der Übergang zwischen Aggregatzuständen, z.B. von Eis zu Wasser und von Wasser zu Eis.“ (Roland Gareis, Erfolgsfaktor Krise, Wien, 1994, S. 192).

In Systemen und Strukturen wird Instabilität als Chaos und Durcheinander erfahren. Alles gerät in Bewegung und man versucht deshalb, das Bestehende zu erhalten, weil es Sicherheit vermittelt. Nur wer sich auf Unsicherheiten einlässt, kann Veränderungen erfahren.

Nur ist es nicht von vornherein klar, ob die Veränderung dann auch erfolgreich ist und ob man wieder stabile Bestände erreicht. Das macht die Sache spannend, erzeugt aber auch viel Verunsicherung.

„Der Übergang in chaotische Bestände ist ganz im Sinne dieser Doppelbödigkeit zugleich chancenreich und gefährvoll. Die Chaosforschung lehrt uns, dass die qualitativen Veränderungssprünge eines Systems in ihren Ergebnissen prinzipiell offen sind.“ (Erfolgsfaktor Krise, S. 192)

Hier gibt es auch keine Rezepte und einfache Regeln, die man anwenden könnte, damit die Veränderung gelingt. Veränderungsprozesse sind sehr komplex und vielschichtig, sie geschehen in sozialen Strukturen nicht nach vorausberechenbaren Abläufen, sondern nach einer eigenen, meist nicht durchschaubaren Dynamik.

„Phasenübergänge erfolgen sprunghaft. An einem bestimmten Punkt der Instabilität ‘kippt’ ein vorhandener Systemzustand. Die bisherige Ordnung wird schlagartig aufgegeben. Eine neue Ordnung entsteht durch Selbstorganisation der Teile.“ (Erfolgsfaktor Krise, S. 193)

In diese Überlegungen müssen wir unbedingt die Feststellung miteinbeziehen, dass unsere Gemeinden - vor allem im landeskirchlichen Bereich - meist extrem unbewegliche Systeme sind. Sie werden bestimmt von dem Grund-Prinzip, dass alles in einer Ordnung geschieht. Der Pfarrer und die Kirchengemeinderäte versprechen ja sogar mit ihrem Amtsgelübde, der Unordnung zu wehren. („...Ich will in meinem Teil dafür Sorge tragen, dass die Kirche in Verkündigung, Lehre und Leben auf den Grund des Evangeliums gebaut wird, und will darauf achthaben, dass falscher Lehre, der Unordnung und dem Ärgernis in der Kirche gewehrt wird...“)

Angenommen, in einem solchen System wäre Veränderung nötig – wie könnte sie möglich werden?

Das würde bedeuten, dass aus einer stabilen, geordneten Gemeinde zunächst eine instabile, chaotische würde. Aber genau das darf ja nicht geschehen, diesem Vorgang muss mit allen Mitteln gewehrt werden!

Nun aber erleben einige Gemeinden, dass es der Heilige Geist selbst ist, der für Aufbrüche und damit auch für ein gehöriges Durcheinander sorgt. Der Heilige Geist, die veränderte Kraft Gottes, bricht in eine wohlgeordnete, aber starr gewordene Gemeinde ein und bringt einiges in Gang. Er sorgt dafür, dass der Aggregatzustand erreicht wird, in dem die Dinge in Bewegung geraten. Für jemanden, der bisher nur die herkömmliche Ordnung gewöhnt ist, muss dies in extremem Maß chaotisch aussehen und bedrohlich wirken.

Achtung: Nun zu denken, der Heilige Geist wäre das Chaos, ist falsch. Er bewirkt nur eine notwendige Unordnung als ein Zwischenstadium zu einem neuen Zustand. Dem Heiligen Geist diese Arbeit zu verwehren und ihn daran zu hindern, indem alles wieder in die bisherige Form gebracht wird, wäre eine Arbeit gegen den Willen Gottes; von ihm ist der Heilige Geist zu diesem Werk gesandt.

Wenn ein Mensch zum Glauben kommt, geschieht übrigens genau das gleiche: Der Heilige Geist bricht in die geordneten und kontrollierten Lebensabläufe eines Menschen ein. Es ist gut möglich, dass dann auf einmal die bisherige Lebensplanung, die Grundwerte und die wohltemperierte Existenz eines Menschen durcheinander geraten. Er weiß auf einmal gar nichts mehr, nichts ist mehr wie es war, sein Leben wird auf den Kopf gestellt. Dieser Zustand ist aber nur vorübergehend (sonst müsste man sagen, Christen seien extrem unzuverlässige und chaotische Menschen) und dauert so lange, bis der „neue Mensch“ geboren ist. Wenn dieser Mensch sein Ja zu Jesus gesagt hat (durch das Wirken des Heiligen Geistes), hat er neuen

Boden unter den Füßen. Er ist ein veränderter, ein neuer Mensch geworden, der nun in seine neue Existenz hineinwächst.

Wenn jetzt der Eindruck entstanden ist, dass dieser Übergang nur durch das Wirken des Heiligen Geistes geschieht ohne menschliches Zutun, so ist das zu kurz gedacht. Der Heilige Geist beteiligt die Menschen an seinem Wirken und er will, dass sie an dem Neuschöpfungsprozess aktiv Anteil nehmen. Sonst wäre auch dieses Buch nicht nötig; wir fragen uns ja, wie wir Veränderungsprozesse auf gute und richtige Weise mitgestalten können. Wie können wir zusammen mit dem Heiligen Geist zu einer Veränderung kommen?

Frieder und Werner:

Frieder: Am liebsten wäre es mir, Gott würde alle Veränderungen alleine machen, ohne uns. Er könnte das allein sicher auch viel besser.

Werner: Und was machen wir dann?

Frieder: Wir schauen zu und freuen uns darüber, wie Gott das macht.

Werner: Das wäre aber langweilig!

Frieder: Aber was macht Gott, wenn er mich verändern möchte?

Werner: Siehste, dann willst du doch gern beteiligt sein!

Gott ist für Veränderungen!

Gott ist zu allen Zeiten der gleiche, er verändert sich nicht. Alle seine Handlungen, sein Eingreifen in unserer Welt lösen allerdings in starkem Maß Veränderungen aus. Gott ist unveränderlich - aber er verändert alles! Durch die ganze Bibel hindurch können wir sehen, wie sein Wort Menschen in Bewegung bringt, Dinge und Umstände verändert und Neues schafft. Gott ist nicht für die Statik, sondern für die Dynamik, er befürwortet nicht die Stagnation, sondern schafft Leben, er ist kein Gott des Ankommens und Sich-Niederlassens, sondern ein Gott des Aufbruchs. Es lohnt sich, die biblischen Berichte unter diesem Gesichtspunkt zu studieren!

Ganz deutlich wird der Veränderungswille Gottes in seinem Sohn Jesus Christus. Das Kommen Jesu in unsere Welt markiert die Zeitwende. Durch seine Geburt ist die grundlegendste Veränderung geschehen, die es gibt: das Reich Gottes ist zu den Menschen gekommen. Etwas grundsätzlich Neues begann.

Was dieses Neue bedeutet, wird seitdem Stück um Stück entfaltet. Es beginnt bei der Hochzeit zu Kana (Johannes 2). Wo das Ende des Festes droht, weil der Wein ausgegangen ist, füllt Jesus die leeren Steinkrüge mit neuem Inhalt, der besser ist als der bisherige. Damit zeigt Jesus: das Neue, das er bringt, füllt das Alte aus. Aber mehr noch: Im Wort von den Weinschläuchen (Matthäus 9,17) weist Jesus darauf hin, dass der neue Wein in neue Schläuche gehört. Nicht nur der Inhalt ist anders, sondern auch die Gefäße, alles muss sich erneuern.

Jesus greift die Hüter der traditionellen Struktur an, weil sie mit ihrer Tradition den Menschen ein enges Gefängnis gebaut haben. Er entlarvt die Forderungen der Schriftgelehrten als Sackgasse.

Das Neue, das Jesus bringt, heißt Leben – das Alte ist die Erstarrung, der Tod.

Was Leben bedeutet, zeigt Jesus ganz konkret auf vielfältige Weise:

- Menschen werden verändert
- viele werden gesund
- okkulte Bindungen werden aufgehoben
- durch die Predigt bekommen die Menschen einen neuen Zugang zu Gott und verstehen ihn als Vater
- Minderheiten (Frauen, Kinder, Ausländer) werden aufgewertet
- starre, das Leben behindernde Strukturen und Gesetze werden entlarvt und aufgehoben (z.B. Sabbatgebote)
- andere Regeln, die einer Entfaltung des Lebens dienen, werden zugespitzt (z.B. in der Bergpredigt).

Jesus zeigt der Schar seiner unmittelbaren Freunde, dass Nachfolge vorangehen heißt.

Nachfolge Jesu bedeutet Veränderung, in Bewegung sein und nicht, sich in festen Strukturen zu etablieren. Deshalb fordert Jesus seine Jünger auf, nach vorne zu schauen („wer seine Hand an den Pflug legt ...“ Lukas 9,62). Er beauftragt seine Nachfolger und sendet sie aus: „Gehet hin...“ (Matthäus 28,19). Und er geht sogar so weit, dass nicht einmal die eigene Bequemlichkeit ein Grund sein darf, die Veränderung zu verweigern („Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst ...“ Matthäus 16,24).

Jesus will die, die ihm vertrauen, dadurch in eine ganz neue, nie geahnte Freiheit führen. Er öffnet die Augen für eine befreiende Wahrheit. Er zeigt, dass Dinge, Strukturen und Sachzwänge keine Herrschaft über Menschen ausüben dürfen und können. Und er lebt selbst eine große Unabhängigkeit gegenüber Menschen und eine tiefe Abhängigkeit gegenüber Gott vor („Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei“, Johannes 8,36).

Letztlich bringt die Ansage dieser grundsätzlichen Veränderung Jesus ans Kreuz. Als er sagt, er werde den Tempel in drei Tagen abreißen und neu aufbauen, ist für die Bewahrer der Tradition eine Grenze überschritten. Sie verurteilen Jesus zum Tode. Gerade dadurch aber lösen sie die wichtigste Veränderung aus. Der Tod Jesu markiert das absolute Ende des Alten. Dieses Ende ist so weitreichend, dass es uns sogar heute noch betrifft: Der Tod Jesus bedeutet für uns, dass unsere alte Existenz, unsere Vergangenheit mit all ihren bitteren und schuldhaften Momenten erledigt ist. Dadurch wird der Weg frei nach vorne in die Zukunft.

An Ostern wird offensichtlich, dass Jesus gesiegt hat, das Leben kann sich entfalten, das Neue kann beginnen, der neue Tempel ist gebaut!

Wenn es nun um einen Wandel in unseren Gemeinden und in unserer Kirche insgesamt geht, dann können und dürfen wir an dieser entscheidend grundlegenden Veränderung nicht vorbeigehen. Weil Jesus die Veränderung *ist*, können wir uns auf Veränderungen einlassen!

Frieder und Werner:

Frieder: Du Werner, was meinst du: Ist Gott wirklich für Veränderungen?

Werner: Na klar!

Frieder: Wieso bist du dir so sicher?

Werner: Weil er mich verändert hat.

Frieder: Wie hat er dich denn verändert?

Werner: Ich bin mehr ich selbst geworden.

Aussteigen!

Alle Veränderungen in der Kirche müssen zum Ziel haben, dass dieses Leben, diese neuen Möglichkeiten, die Jesus eröffnet hat, zum Zug kommen. Durch alle Erneuerungen in der Kirche muss das Licht des Ostermorgens leuchten und immer heller und deutlicher strahlen. Wie könnte das aussehen?

Jesus zeigt, dass nichts so bleiben muss, wie es ist. Die Dinge müssen nicht – einmal angestoßen – so weiter laufen wie bisher. Wir sind keiner Dynamik ausgeliefert, der wir uns willenlos unterwerfen müssen – wir *können* aussteigen!

Viele haben heute den Eindruck, dass das Tempo in unserer Gesellschaft – und in unserer Kirche – an Geschwindigkeit zunimmt. Man kann nichts dagegen tun, man muss mitlaufen.

Es ist so, als wenn wir uns in einem Hamsterrad bewegen würden. Wenn sich das Rad dreht, müssen sich alle, die sich in der „Tretmühle“ befinden, mitbewegen. Wenn das Rad schneller wird, bleibt allen nichts anderes übrig, als ebenfalls schneller zu laufen. Wenn sich aber alle schneller bewegen, dann dreht sich auch das Rad mit einer zunehmenden Geschwindigkeit. Ein verhängnisvoller Kreislauf! Wer nicht mehr mitläuft, stürzt und wird hinausgeschleudert.

Dieser Vorgang kann sich nur verändern, wenn sich alle in dem Rad verständigen und absprechen, gemeinsam langsamer zu werden. Dann kommt der Moment, wo der sinnlose Kreislauf aufhört. Nun kann man aussteigen, um sich zu überlegen, was man eigentlich will.

Wir sollten in dieser Zeit des hektischen Tempos und grundsätzlichen Veränderungen immer wieder aussteigen und zur Ruhe kommen.

Auch unsere Freizeit ist hektisch geworden. Statt auszuruhen und zu uns selbst zu kommen, jagen wir von einer Veranstaltung zur anderen, sind mit vielerlei beschäftigt, nehmen oft mehrere Termine gleichzeitig wahr und leben in der ständigen Sorge, wir könnten etwas verpassen.

Zeiten der Stille dagegen sind Momente, in denen wir in kritischer Distanz darüber nachdenken, was wir eigentlich wollen. Wir brauchen diese Ruhepausen, wir müssen das Rad zum Stillstand bringen und aussteigen! Da das im normalen Alltag kaum möglich ist, bieten Einkehrtage (1-2 mal im Jahr ein Wochenende) eine gute Möglichkeit zur Besinnung. Hin und wieder sollte der Sonntag tatsächlich ein Tag der Ruhe sein, sonst zieht uns der Sog der Hektik und der

Betriebsamkeit immer tiefer in eine Unruhe hinein, wir sind immer mehr der Eigendynamik der schnellen Veränderungen ausgeliefert und kommen aus dem Gleichgewicht. Wieder Luft zum Atmen zu bekommen, neu den erfrischenden Atem Gottes zu spüren und in uns aufzunehmen, verschafft uns den Freiraum für kreative Ideen. Die Schöpferkraft Gottes, die nötig für alle Veränderungen ist, kommt aus der Stille. Wo nur hektisch und unter Zeitdruck an einem Umbau gearbeitet wird, kann nichts Gutes entstehen.

Deshalb – wer Veränderungen in einer guten Weise gestalten will, braucht:

- Zeit in der Stille mit Gott, wo er die Lebenskraft Gottes, den Heiligen Geist, neu in sich aufnehmen kann.
- Ruhe zum Nachdenken, um Altes bewerten und Neues entwickeln zu können.
- Klare Gedanken, um über den Jetzt-Zustand hinaus in die Zukunft blicken zu können (das ist nur bei reiner, sauberer Luft möglich).
- Körperliche Kraft, deshalb sind Erholungs- und Urlaubsreisen oft die Zeiten, in denen die besten Gedanken für die nächsten Schritte kommen.
- Entspannung und Gelassenheit, um das Spannungsverhältnis zwischen Idee und Verwirklichung aushalten zu können.
- Einen langen Atem und viel Geduld, um an einer Sache dran bleiben zu können.

Oft sind auch unsere Gottesdienste zu hektisch und unruhig. Ein Höhepunkt jagt den anderen. Dabei brauchen wir gerade hier Momente der Stille, in denen wir zur Ruhe, zu uns selbst und zu Gott kommen können. Sonst werden die Gottesdienste eine fromme Show.

Wenn sich der Ablauf der Gottesdienste ständig verändert und wir uns dauernd orientieren müssen, wo wir gerade im Ablauf stehen, hilft uns das nicht, es macht uns eher unruhig als ruhig.

Frieder und Werner:

Werner: He Frieder, wo gehst du hin?

Frieder: Ich gehe in die Kirche.

Werner: Aber es ist doch nicht Sonntag.

Frieder: Macht nichts, ich brauche gerade einen Raum der Stille zum Nachdenken und Beten.

Werner (zu sich): Jetzt ist der vollends durchgeknallt, jetzt rennt der schon an einem normalen Werktag in die Kirche.

Die Veränderung beginnt

Neben Zeiten der Stille und der Einkehr sind für mich Gespräche mit meiner Frau oder mit Freunden eine Quelle der Veränderung. Dabei tauchen Ideen auf, die so begeisternd sind, dass sie mir neue Hoffnung auf eine gute Zukunft machen.

Ich bin dann so motiviert, dass ich diese Gedanken gleich in die Tat umsetzen möchte, und ich fange an, mich und meine Umstände zu verändern - nach dem Motto: „Heute ist der erste Tag im Rest meines Lebens – ab heute wird alles anders!“ Achtung! Schnell befinden wir uns wieder

in der Tretmühle - diesmal einer frommen -, um das Rad erneut (vielleicht nur in die andere Richtung) zu drehen.

Es gibt einen Rausch der Veränderung, der ebenfalls seine Eigendynamik entwickeln kann. Wir denken: „Wenn ich schon dabei bin, dann soll sich alles verändern“ - und machen „tabula rasa“.

Plötzlich packt es uns: „Jetzt sind wir schon dabei, etwas zu verändern, jetzt machen wir es richtig“ – und wir tun Dinge, die uns nachher Leid tun. Es kommt wie eine Woge über uns, das Rad dreht sich immer schneller, wir können nicht mehr aufhören und geraten an eine Stelle, wo wir gar nicht hinwollten. Bei mir hat es sich bewährt, wenn ich Ideen zur Veränderung, die ich zum Beispiel bei Einkehrtagen gewonnen hatte, zunächst einmal geordnet habe.

- Was ist jetzt gerade wichtig?
- Welche Ziele habe ich für die nächste Zeit?
- Welche Schritte sind die ersten, um dieses Ziel zu erreichen?

Es konnte sein, dass ich einige Ideen zunächst auf Eis legen musste. Wenn ich mir zunächst nur 1-3 Dinge vornahm, erwies sich das als ausreichend.

Wer Veränderung möchte, braucht einen Punkt, an dem er beginnen kann. Das muss nicht gleich der weitgehendste und grundsätzlichsste Bereich sein.

Es genügt, wenn Sie *eine* Sache in Angriff nehmen. Und von dort aus - wenn hier die Veränderung vollzogen ist - können Sie zu weiteren Bereichen gehen.

Sie müssen dabei ein großes Ziel haben und dürfen es nicht aus den Augen verlieren. Mit *Ziel* meine ich eine Vorstellung von dem, was Sie erreichen möchten.

- Was möchten Sie verändern?
- Wie soll der Endzustand der Veränderung aussehen?
- Wann können Sie zufrieden sagen: die Veränderung ist gelungen?

Oft beginnen wir mit Veränderungen aus einer allgemeinen Unzufriedenheit heraus, ohne uns das klar zu machen.

Wir wollen möglichst schnell den Ist-Zustand verändern, überlegen uns aber gar nicht, auf welches Ziel hin verändert werden soll.

Das erlebe ich auch in der Gemeindeberatung: Viele Gemeindeglieder sind unzufrieden und geben ihrem Missbehagen an der Situation lauthals Ausdruck. Eine allgemeine Stimmung der Unzufriedenheit bestimmt die Gemeinde, die aber nicht konkret fassbar ist.

Wenn ich nachfrage, *was* sich verändern soll, kommen ganz allgemeine Aussagen: „Die Atmosphäre soll besser werden! Wir brauchen einen neuen Schub! Es muss sich etwas

verändern!“ Wenn ich dann weiterbohre und konkret wissen möchte, wie das Ziel der Veränderung aussehen soll, herrscht betretenes Schweigen.

Es ist eine vorrangige Aufgabe der Gemeindeberatung, miteinander klare Ziele zu entwickeln und zu formulieren. Das erfordert ein schönes Stück Arbeit!

Frieder und Werner:

Frieder: Hallo Werner, wieder zurück? Wie war es auf dem Kongress über Gemeindeaufbau?

Werner: Toll, ich weiß jetzt, was wir alles falsch machen!

Frieder: ??

Werner: Wir müssen einiges in unserer Gemeinde verändern.

Frieder: Und wo willst du da anfangen?

Werner: Indem ich mich zuerst einmal vom Konferenz-Stress erhole und den Schlaf nachhole, der mir fehlt. Du weißt ja: „Den Seinen gibt’s der Herr im Schlaf“. Und das habe ich vor allem bei dieser Tagung gelernt: Ich gehöre zu den Seinen!

Zielpunkte der Veränderung

Welche Ziele können Sie sich für Veränderungen in Ihrer Gemeinde vorstellen?

Zielpunkte müssen sich an dem orientieren, was Jesus für seine Nachfolger wollte. Ziel von Veränderungen in der Kirche muss sein, dass das neue Leben Gottes in seiner ganzen Fülle gelebt werden kann:

- dass Freiheit herrscht („Die herrliche Freiheit der Kinder Gottes...“ - Römer 8,21; „Zur Freiheit hat euch Christus befreit...“ - Galater 5,1)
- dass die Menschen in Wahrheit miteinander umgehen können („Die Wahrheit wird euch frei machen...“ Johannes 8,32).

Schauen wir uns einmal an, wie auf dieser unveränderlichen Grundlage ein Umbau der Kirche aussehen könnte:

Da ist zunächst das Stichwort von der **Mündigkeit** der Gemeinde.

Es bedeutet, dass die Gestaltung von Gemeinde nicht mehr nur Aufgabe eines einzelnen (Pfarrer, Priester) oder von ein paar wenigen (Presbyterium) ist, sondern von allen.

Das Schlagwort dazu heißt **Partizipation**. Alle Gemeindemitglieder haben Anteil an dem Amt der Kirche. Jeder ist beteiligt und bringt sich mit seinen **Gaben und Fähigkeiten** so ein, wie er kann. Das ist eine Gemeinde von vielen Menschen, die zusammen einen „**Leib**“ bilden.

Diese Gemeinde ist in einem ganz neuen Sinne **kommunikativ** d.h. die einzelnen Glieder stehen in einem offenen und ehrlichen Austausch miteinander. Es gibt kein Oben und kein Unten, jeder hat etwas zu sagen, seine Erfahrungen und Erkenntnisse beizutragen („Wenn ihr aber zusammenkommt,...“ - 1. Korinther 14,26). Deshalb ist diese Gemeinde auch **demokratisch** in

dem Sinne, dass jeder gleichberechtigt ist. Alle beteiligen sich an Entscheidungen, man setzt sich auseinander und ringt in einem guten demokratischen Sinn miteinander. Das „**Priestertum aller Gläubigen**“ lässt keine Hierarchie zu. Aber das muss nun nicht heißen, dass die Mehrheit immer die Linie für alle bestimmt. In einer Gemeinde der Zukunft wird besonders auf die Minderheiten geachtet. Jeder soll zu seinem Recht kommen (siehe Apostelgeschichte 6) und deshalb wird die Gemeinde **in kleine, überschaubare Einheiten** aufgeteilt, die eigenständig ihr Zusammenleben gestalten und sich im großen Verband selbstbewusst einbringen können. Diese Gemeinde ist **lebendig und vielfältig**. Unterschiedliche Anliegen haben ihren Platz. Es ist keine Einheitsgemeinde, die nur einen bestimmten Stil fährt und von einer einzelnen Person geprägt wird. Hier lebt ein neues **Bewusstsein für Gemeinschaft**. Der Individualismus wird immer wieder überwunden, man fragt nicht: „Was bekomme ich? – Was steht mir zu?“, sondern: „Was kann, was will ich beitragen?“ Man sieht auf das Ganze und was der Gemeinde dient und schaut nicht nur auf sich selbst und seine Interessen (1. Petrus 4,10).

Weil jeder beteiligt ist, ist sie **eine Gemeinde von Laien**. Jeder hat seine Kompetenz und seinen Verantwortungsbereich, jeder ist von Gott und von der Leitung für seine Aufgabe **bevollmächtigt**. Dadurch ist die Gemeinde **aktiv und konkret**. Es wird nicht nur theoretisch gepredigt und abstrakt gelehrt, es herrscht nicht nur eine fromme Stimmung, sondern es wird gearbeitet und die Botschaft des Evangeliums in **praktische Schritte** umgesetzt. Die Gemeinde hat einen Bezug zum Leben, sie ist nicht nur eine Sonntagsgemeinde, sondern sie ist **alltagstauglich**. Weil einer dem anderen **dient** (nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten), ist der Umgang herzlich und liebevoll. Die Schwachen und Bedürftigen haben ihren Platz.

Man stellt sich **verbindlich** zueinander und bleibt dadurch nicht im Oberflächlichen stecken. Man hat sich einander verpflichtet, das gibt den Beziehungen eine hohe Qualität und Stabilität. Diese Verpflichtung, als Gemeinde füreinander einzustehen, wird immer wieder – vielleicht einmal im Jahr – vor den Ohren der anderen und vor Gott erneuert.

Eine solche neue Gemeinde ist **nicht angepasst**, sie lebt einen „kulturellen Ungehorsam“ (B. Rootmens), weil sie sich von der Gesellschaft bewusst absetzt. Dadurch kann sie auch diejenigen auffangen, die aus dem gesellschaftlichen Netz fallen und ein **Auffangbecken** für diejenigen sein, die im Tempo der gesellschaftlichen Veränderungen nicht mehr mitkommen. Da die Gesellschaft immer weniger bereit ist, sich grundsätzlich so zu verhalten, dass soziale Sonderfälle ihren Platz finden, und Probleme verdrängt, bekommt hier die Gemeinde eine wichtige Funktion als **Schutzraum** und als **Zeichen des Widerspruchs** gegenüber gängigen Trends.

Gleichzeitig ist die Gemeinde aber **offen gegenüber der Welt**. Sie nimmt alle Kontakte wahr, die sich ihr in die Gesellschaft hinein bieten. Sie hat nach keiner Richtung Berührungspunkte zur Welt. In einer Zeit, in der sich die traditionellen Milieubindungen immer mehr auflösen und jeder sich selbst überlegen muss, wohin er gehört, sind Orte der Geborgenheit und der Sicherheit nötig. Sie geben dem Einzelnen Sicherheit und statten ihn mit verbindlichen Werten aus. Die Gemeinde muss dadurch nicht zu einem frommen Kultur-Club oder einer Insider-Versammlungen werden. Der Satz von Johann Hinrich Wichern „Was nicht zur Tat wird, hat

keinen Wert“ bekommt neue Brisanz. Wir werden an den Vätern der Diakonie gemessen werden. Die Kirche wird sich insgesamt darauf einrichten müssen, wie sie sich als Minderheit und gesellschaftliche Gruppe unter anderen so verhält, dass sie ihrem Auftrag, „**Salz**“ zu sein, gerecht wird.

Neben den Gemeinden, die kleiner und überschaubarer werden und die die Grundversorgung der Menschen vor Ort übernehmen, wird es mehr und mehr überregionale Kristallisations- und Bezugspunkte geben, die für bestimmte Aufgaben zuständig sind bzw. bestimmte Frömmigkeitsstile abdecken. Das kann sein: Freie Werke oder Gemeinschaften machen für einen größeren Einzugsbereich Angebote oder mehrere Gemeinden schließen sich zusammen, um große Treffen zu veranstalten, die unter einem bestimmten Thema stehen, einen besonderen Stil pflegen und eine bestimmte Zielgruppe ansprechen.

Damit die verschiedenen Bereiche nicht auseinanderbrechen und in viele Einzelteile zerbröseln, die nichts mehr miteinander zu tun haben, sind Strukturen nötig, die sich auf eine Region beziehen. **Regionale Konvente, Treffen und Schulungen** werden eine größere Rolle spielen als heute.

Regionale „Runde Tische“ könnten eingerichtet werden, an denen sich regelmäßig Vertreter der unterschiedlichen Bereiche dieses Gebietes zusammenfinden, um sich auszutauschen und Strategien für die Region zu entwickeln.

Eine Gemeinde ist dann nicht mehr für alle Bereiche zuständig, sondern kann sich - je nach den Gaben der Mitglieder - **Schwerpunkte** setzen. Da gibt es dann beispielsweise eine Gemeinde, die besonders die Familienarbeit pflegt, traditionelle Gemeinden, denen ein kulturelles Niveau wichtig ist oder spezielle Jugend-Gemeinden. Jede Gemeinde braucht dann aber unbedingt den **Blick über den eigenen Kirchturm** hinaus und eine starke Verbindung zu den anderen Gemeinden in der Region, sonst wird sie einseitig. Um Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen sind **apostolische Menschen** nötig, die Brücken bauen und die Verbindung halten.

Frieder und Werner:

Werner: Hey Frieder, was ist mit dir passiert? Du siehst irgendwie verklärt aus.

Frieder: Ich habe mir gerade eine Gemeinde vorgestellt, in der alle alles miteinander teilen, jeder dem anderen dient und niemand in seinen Bedürfnissen zu kurz kommt.

Werner: Du, dann gib mir mal fünf Mark. Ich hab jetzt das Bedürfnis nach einem Eis.

Frieder: ??

Flexibel werden

Wie schafft man es, das Durcheinander der gegenwärtigen Umbrüche zu überstehen und sich dabei sogar noch weiterzuentwickeln? Die Antwort heißt *Flexibilität* und meint die Fähigkeit, sich wie ein Schilfrohr zu neigen, ohne zu brechen. Flexibilität erlaubt die Anpassung an oder die Einstellung auf eine veränderte Situation sowie konkrete Reaktionen auf unumgängliche Veränderungen.

„Flexibilität ist ein charakteristisches Merkmal aller Lebensformen, aller Strukturen und Systeme. In der Natur werden die Arten stärker, die sich veränderten Lebensbedingungen anpassen können. Die von Menschen errichteten Strukturen müssen ebenso flexibel sein, wenn sie überleben wollenOhne Flexibilität kann eine Krise zerstörerische Auswirkungen haben. Flexible Menschen überstehen nicht nur die Erschütterungen, die das Leben mit sich bringt, sondern sie wachsen an ihnen.“

(Aus: J. Wonder, P. Donovan, Wie flexibel sind Sie? München, 1989)

Die Kirche der Zukunft wird in einem stärkeren Maß als heute flexibel sein müssen. Dabei heißt das nicht, dass nun alles beliebig und Anpassung um jeden Preis zum Leitmotiv wird. Es geht auch nicht an, die Flexibilität nur vom anderen fordern, damit man selbst am Bisherigen festhalten kann.

Jede Einrichtung - aber auch jede Gruppe in der Gemeinde – muss sich ständig und immer wieder fragen, wie ihre Beziehung zum Ganzen der Kirche oder der Gemeinde aussieht.

Und die Gemeinde muss sich immer wieder neu klar werden, wohin das Schiff "Kirche" steuert und welche Ziele erreicht werden sollen. An der Antwort auf diese Frage entscheidet sich, was gerade wichtig ist und was nicht von ihr aus werden immer wieder neue Prioritätenlisten aufgestellt werden. Wenn es nun darum geht zu entscheiden, was dem Gesamten der Gemeinde dient und was nicht, und ob vielleicht eine Aktivität eingestellt werden soll, kann es zu heftigen Auseinandersetzungen kommen. Vor allem wird das dann der Fall sein, wenn jeder nur sich selbst sieht und glaubt, die eigenen Interessen durchsetzen zu müssen. Zur äußeren Flexibilität wird eine innere Flexibilität kommen müssen, nämlich auf alte Vorrechte und Privilegien verzichten zu können. Statt das eigene Überleben zu sichern und Besitzstandswahrung zu betreiben, sind alle immer wieder neu dazu herausgefordert, loszulassen.

Die anstrengenden und kontroversen Kämpfe um Prioritäten und um das, was im Moment wichtig ist, lohnen sich, weil dadurch ein gemeinsames Bewusstsein von Gemeinde wächst.

Man wird hinterfragt, muss begründen, setzt sich auseinander und findet ein gemeinsames Ergebnis. Es kommt zu Konflikten und dabei wird sich eine Streit-Kultur im guten Sinne entwickeln.

Jetzt wird die Gemeinde lebendig! Und dieses Leben, dieses Ringen untereinander wird sich bis in die einzelnen Bereiche der Gemeinde fortsetzen. So entwickelt sich ein Gesamtbild, man steht zusammen und geht gemeinsam voran. Damit ist bereits ein wichtiges Ziel erreicht!

Frieder und Werner:

Werner: Angenommen, wir haben beide eine gute Idee - aber nur eine davon kann verwirklicht werden, was machen wir dann?

Frieder: Ich werde dir die Entscheidung überlassen, welche wir nehmen.

Werner: Warum denn das?

Frieder: Du kennst doch den Bibelvers: „Einer achte den anderen höher als sich selbst“?

Werner: Klar.

Frieder: Deshalb müsstest du dann meiner Idee den Vorzug geben, wenn du entscheiden darfst.

Freiräume für Veränderungen entdecken

Eine Gemeinde, die sich an ihren Zielen orientiert und nach Prioritäten fragt, schafft sich Freiräume. Sie ist beweglich geworden, um auf sich verändernde Umstände eingehen zu können, sie hat Raum gewonnen, ihre Schwerpunkte zu setzen, sie hat ihre Kräfte neu geordnet. Die Mitarbeiter haben Zeit gewonnen, die sie nun konzentriert einbringen können, finanzielle Mittel werden nicht ziellos verteilt, sondern gezielt verwendet.

Damit Veränderungen im komplexen Umfeld der Gemeinde überhaupt möglich werden, sind diese Freiräume nötig, sonst bleiben die Ansätze bereits im Für und Wider des Vorfeldes hängen. Neben neuen Bewegungsmöglichkeiten sind Freiräume auch jene Bereiche, in denen kreativ und mutig neue Schritte erprobt werden können. Es sind Experimentierfelder, in denen auch einmal etwas schiefgehen kann. Ein Hauskreis z.B. bietet eine optimale Möglichkeit, in einem begrenzten Rahmen mit Veränderungen zu beginnen, um zu testen, ob die erwünschten Konsequenzen eintreten. In der Gemeindeberatung plädiere ich sehr dafür, eher überschaubare Schritte zu machen und kleine Brötchen zu backen als gar nichts zu tun. Wenn nicht gleich die ganze Gemeinde zu verändern ist, so kann man doch in einem - und wenn auch noch so kleinen - Bereich beginnen.

Denn Veränderung bedeutet nicht, alles über Bord zu werfen und neu von vorn zu beginnen. Wir suchen uns im Rahmen der Möglichkeiten die Punkte, bei denen eine Veränderung am sinnvollsten vorgenommen werden kann. Wir suchen nach den richtigen Bereichen, die sich mit wenig Aufwand am stärksten auf die gesamte Gemeinde auswirken.

Erschrecken Sie nicht: Der kleinste und überschaubarste Bereich, in dem sich Veränderung zuerst und vor allem abspielen kann, sind Sie selbst, ist Ihre eigene Persönlichkeit!

Sie können nicht Veränderung von anderen fordern. Aber Sie können Veränderung *anbieten*! Wenn Sie selbst bereit sind, sich zu verändern und sich auf Veränderung einlassen, können freiwillig andere dazu kommen. Wenn Sie mit der Veränderung beginnen und sich auf den Weg machen, werden bald Gefährten da sein, die Ihre Anliegen teilen. Durch Ihre Vorgabe entsteht ein Freiraum, der es dem andern ermöglicht, ebenfalls Schritte zu unternehmen.

Ich erlebe diesen erstaunlichen Vorgang immer wieder: Wenn einer in der Gemeinde den Mut findet sich zu öffnen, ganz ehrlich von sich und seinen Verletzungen und Bedürfnissen redet, entsteht schnell ein Raum der Offenheit und des Vertrauens, der es anderen leicht macht, nun ebenfalls ehrlich und offen zu sein.

Beginnen Sie doch mit dieser Offenheit, machen Sie den ersten Schritt. Warten Sie nicht darauf, dass sich ein anderer verändert, mutig und offen wird, verändern Sie sich zuerst!

Erklären Sie Ihren Mitmenschen, warum Sie diesen Weg gehen, teilen Sie ihnen Ihre Sicht der Dinge mit, aber zwingen Sie niemandem Ihre Meinung auf.

Am meisten wirbt es für eine Veränderung, wenn Sie beginnen

- Ihre Gewohnheiten zu ändern,
- eine neue Einstellung zu gewinnen,
- Ihre Erwartungen und Bedürfnisse nicht einzuklagen, sondern selbst etwas dafür tun.

Das erregt Aufsehen, das verlockt zum Mitmachen!

Sie zeigen damit offensichtlich, dass Sie selbst Verantwortung für den Prozess der Veränderung übernehmen und anderen die Verantwortung für die eigenen Schritte ebenfalls zugestehen.

Denn eine gute und sinngemäße Veränderung, die Erfolg und Bestand haben soll, geschieht nur freiwillig und von innen. Es wäre der falsche Ansatz, zuerst die äußeren Umstände zu verändern, in der Hoffnung, dass sich dadurch auch die Menschen verändern würden. Klaus Eickhoff stellt fest: „Veränderte Strukturen verändern die Herzen nicht. Erst durch die Erneuerung der Herzen kommt es zur Erneuerung der Struktur.“ (Klaus Eickhoff, Gemeinde entwickeln, Göttingen, 1992, S. 307)

Veränderungen, die von außen erzwungen werden, mögen zwar möglich sein und auch stattfinden, aber sie sind keine wirklichen, inneren und tiefen Veränderungen. Nur der Not gehorchend etwas zu tun, schafft nicht gleichzeitig ein neues Bewusstsein.

Die Aktion Gemeindeaufbau in Schifferstadt hat herausgefunden (und in den Bau-Ideen Nr. 30 im Herbst 1991 veröffentlicht), dass nur 20 % der Gemeindeglieder einer Veränderung gegenüber positiv eingestellt sind. Sie ziehen daraus den Schluss: „*Strukturveränderungen ohne vorherige Gesinnungsveränderung vornehmen zu wollen, führt unweigerlich zum Scheitern von Gemeindegrowthsbemühungen. Die Struktur ist selten das Hindernis. Ausschlaggebend ist die Einstellung.*“

Es gibt im Blick auf Veränderungen unterschiedliche Persönlichkeits-Typen, auf die jeweils anders eingegangen werden muss. Es gibt:

Neuerer: Leute, die in die Zukunft schauen, oft neue Ideen haben, denen aber selten gedankt wird. Allgemein sind sie nicht als Führer oder Taktiker anerkannt. Viele haben die geistliche Gabe des Glaubens.

Sofortige Anwender: Sie sind offen für Ideen und haben in der Gemeinde meistens etwas zu sagen. Sie werden oft für Ideen gelobt, die gar nicht ihre eigenen sind. Viele haben die Gabe der Weisheit.

Kurzfristige Skeptiker: Sie wägen Veränderungen länger ab, sind hin- und hergerissen, schätzen neue Ideen, neigen jedoch zur Erhaltung des status quo. Sie lassen sich leichter von Gegnern als von Befürwortern der Neuerungen beeinflussen.

Längerfristige Skeptiker: Sie brauchen sehr lange, bis sie sich durchringen können und sind die letzten in einer Gemeinde, die eine Idee gutheißen. Sie stimmen oft gegen vorgeschlagene Änderungen und fügen sich gewöhnlich nur, wenn die Mehrheit dafür ist, ohne jedoch ihre Zustimmung je zum Ausdruck zu bringen.

Nachzügler: Sie bejahen neue Ideen selten, wenn überhaupt. Sie fühlen sich der Vergangenheit verpflichtet und säen oft Zwietracht, wenn eine Neuerung erfolgt ist. Sie werden zu Rädelsführern von Spaltungen innerhalb einer Gemeinde.

Damit Ihr Veränderungsprojekt ankommt, müssen Sie die unterschiedlichen Typen im Auge haben. Neuerer und Sofortige Anwender können Sie schnell für Ihr Vorhaben gewinnen. Kurz- und längerfristige Skeptiker müssen Sie überzeugen, beim letzteren müssen Sie dabei einige gute Argumente parat haben und sich auf ein längeres Ringen einstellen. Die Nachzügler kommen von selbst, wenn sich die meisten für die Veränderung ausgesprochen haben. Da sich aber in dieser Gruppe auch der aktive Widerstand formiert, sollten Sie diese Gruppe sehr genau beobachten und auch hier kontinuierlich das Gespräch suchen, um die Gegenargumente zu hören, auf die Sie sich in Ihrer Begründung einstellen können, um dem Widerstand die Grundlage zu nehmen.

Frieder und Werner:

Frieder: Du, Werner, was machen wir eigentlich, wenn wir mit unserem Anliegen in der Gemeinde nicht durchkommen, wenn der Widerstand zu groß ist?

Werner: Dann ziehen wir uns zurück und leiden im Stillen.

Frieder: Das sagst gerade Du? Du bist doch sonst keiner, der schnell nachgibt!

Werner: Es ist besser, in die Geschichte unserer Gemeinde als Märtyrer einzugehen, der für eine gute Sache gelitten hat, statt als ein unterlegener Kämpfer zu gelten, der die Gemeinde durcheinandergebracht hat. Die Generationen nach uns werden es merken, dass wir recht hatten und uns dann „als unserer Zeit voraus“ feiern.

Einander verstehen

Weil Veränderungsprozesse zutiefst persönliche Vorgänge sind, die uns niemand abnehmen kann, brauchen sie Zeit. Statt jemanden zu zwingen, müssen wir argumentieren. Das kann ein hartes Stück Überzeugungs-Arbeit bedeuten.

In der Bibel kennen wir eine Person, die eine Veränderung erzwingen wollte: Judas. Er wollte durch seinen Verrat Jesus dazu bringen, Farbe zu bekennen. Es ging ihm alles zu langsam, er wollte das Neue - eine neue Regierung - provozieren. Es ist ihm nicht gut bekommen. Er hat die Dinge aus der Hand gegeben (in die Hände des Hohen Rates). Auf diese Weise war er nicht mehr Herr der Lage. Er hatte etwas angestoßen, was er nicht mehr kontrollieren konnte.

Der Respekt vor den anderen gebietet, sie in ihrer anderen Meinung zu achten. Wir können versuchen, andere von unserer Meinung zu überzeugen. Aber wir müssen aufmerksam beobachten, wie weit wir gehen dürfen. So wie wir möchten, dass wir verstanden werden, so versuchen wir auch, den anderen zu verstehen.

Üben Sie, sich in die Haut des anderen zu versetzen:

- Was denkt er?
- Warum bezieht er eine andere Position?
- Warum ist er gegen die Veränderung?

Vielleicht entdecken Sie dabei, dass der andere nicht aus sachlichen Gründen gegen die Veränderung ist – obwohl er es so äußert -, sondern dass er *Angst* vor einer Veränderung hat. Wenn Sie ihm sagen, dass Sie ihn in seiner Angst verstehen, ja, dass Sie selbst nicht so mutig sind, wie es vielleicht aussieht, kann er sich sicher leichter auf eine andere Position einlassen.

Vielleicht stellen Sie auch fest, dass ihn Ihre Forderungen verunsichert oder gekränkt haben und er deswegen gegen die Veränderung plädiert. Oder er ist schockiert über Ihre Analyse der Situation, die ihm vollkommen neu ist.

Wenn Sie versuchen, in die Haut des anderen zu schlüpfen, finden Sie auch heraus, wo wirkliche Sachzwänge Ihrem Gegenüber keinen Spielraum geben. Wenn Sie zum Beispiel erwarten, dass ein Mitglied der Kirchenleitung mit fliegenden Fahnen auf Ihre Veränderungsvorschläge eingeht, ist das naiv. Ein Kirchenbeamter ist selbst eingebunden in die Regeln und Abläufe von Strukturen, muss sich anderen Mitgliedern der Kirchenleitung gegenüber verantworten, sich mit ihnen abstimmen und das Ganze der Kirche im Auge behalten. Er kann sich nicht ohne weiteres auf grundlegende Veränderungen einlassen.

Der Respekt und die Achtung vor dem anderen betrifft auch die Generationen vor uns. Die Welt beginnt nicht mit uns heute und unseren Vorstellungen. Wir sehen uns mit unseren Wünschen oft viel zu kurzfristig. Auch unsere Vorfahren haben sich mit denselben (oder ähnlichen) Fragen auseinandergesetzt. Auch sie waren in Veränderungsprozesse eingebunden, die sie mit ihrer Existenz und ihrem damaligen Erfahrungsstand so entschieden haben. Wenn wir diese Entscheidungen heute in Frage stellen, dann tun wir das vor einem ganz anderen Hintergrund. Und dass wir heute in der Lage sind, Kirche neu zu bedenken und zu gestalten, haben wir letztlich ihnen zu verdanken.

„Erst wenn wir das Werk der Väter und Mütter, die vor uns waren, mit Achtung sehen, erwerben wir das Recht, es anders zu machen als sie. Wir stehen auf ihren Schultern. Dass wir dadurch eine veränderte Sicht bekommen haben, ist nicht unser Verdienst. Es liegt in der Natur der Sache. Es sind ihre Schultern, auf denen wir stehen. Sie sind es, die uns eine veränderte Sicht ermöglichen. Es muss also keine Geringschätzung des Gewordenen sein, wenn man etwas

verändert. Es kann aus dankbarer Achtung geschehen. Oftmals fordert uns gerade solche Achtung zu einer anderen Sicht heraus, nötigt zur neuen Beachtung des einst Aufgegebenen für unsere Zeit.“ (Klaus Eickhoff, Gemeinde entwickeln, S. 30)

Genauso wird die Generation nach uns unsere Entscheidung in Frage stellen und das, was wir vielleicht mühsam geschaffen haben, verändern müssen, weil sie in ihrer Zeit lebt und die Entwicklungen weitergegangen sind. Auch wir hoffen dann auf Respekt und Achtung und wollen nicht, dass unsere Arbeit mit Geringschätzung betrachtet wird – sie hat uns schließlich einiges gekostet.

Stellen wir uns das so vor: Die Entwicklung läuft wie in einer riesigen Spirale. Wir kommen immer wieder an die gleichen Fragen, Probleme und Herausforderungen und müssen immer wieder neu unsere Antworten geben. Dadurch kommen wir insgesamt weiter.

Zum Beispiel der Grundsatz des *Priestertums aller Gläubigen*.

Im Neuen Testament ist die Grundlage dafür gelegt (z.B. 1. Petrus 2,9; Römer 3, 21-28).

Dann sind immer wieder im Lauf der Kirchengeschichte Gruppen in der Kirche aufgetreten und haben dieses Grundprinzip in einer zunehmend hierarchisch werdenden Kirche eingeklagt und das “Priestertum aller Gläubigen” gelebt (z.B. Bogomilen, Waldenser, Albigenser, Lollarden, Hussiten).

Luther hat sich auf die biblische Grundlage berufend die Frage nach dem Priestertum aller Glaubenden neu gestellt und es mit Nachdruck gefordert. Er wollte es einführen, „hatte aber die Leute nicht dazu“ (in der Vorrede zur deutschen Messe). Durch die politische Situation bedingt, musste er die weltlichen Fürsten als Kirchenoberhäupter einsetzen, die in dem Pfarrer einen Staatsbeamten sahen.

Der Pietismus hat 200 Jahre später erneut darauf hingewiesen, dass eine Beantwortung dieser Frage noch aussteht. Er hat seine Antwort darauf gegeben, indem sich überall Zellen, Hauskreise bildeten - die „Stund“, bei der die Bibel von den sogenannten Laien ausgelegt wird.

Heute stellt sich diese Frage wieder ganz aktuell und jetzt gilt: „Wir haben dazu die Leute“, denn durch die Bildungsmöglichkeiten hat jedes Gemeindeglied Kompetenzen und Fähigkeiten erworben, die eingebracht werden können. Wir sind deshalb heute mit der Beantwortung dieser Frage ganz anderes herausgefordert als die Generation vor uns. Ich bin neugierig, wie und ob uns eine Antwort gelingt!

Frieder und Werner

Frieder: Du Werner, ich bewundere deinen Optimismus. Wenn etwas zu verändern ist, dann bist du gleich dabei und gehst mutig voran.

Werner: Stimmt! Du bist im Gegensatz zu mir eher vorsichtig und zurückhaltend, was Veränderungen betrifft.

Frieder: Ja - ich mache dir deshalb einen Vorschlag: Wenn ich mal wieder zaghaft vor einer neuen Sache stehe und keinen Mut finde, sie anzugehen, dann darfst du mir einen sachten Tritt geben.

Werner: O.K. Und wenn ich mal wieder zu forsch voranstürme und alles auf den Kopf stellen will, dann darfst du mich bremsen, einverstanden?

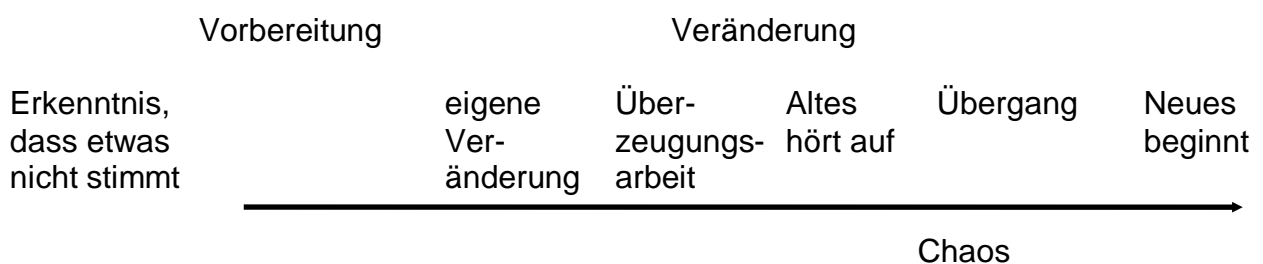
Die Dynamik des Veränderungsprozesses

Wenn der Veränderungsprozess nach außen sichtbar wird, hat sich im Vorfeld schon einiges getan. Wir haben gesehen, dass Umbrüche eine gehörige Portion Vorarbeit erfordern. Es zahlt sich aus, wenn die Vorbereitungen gründlich vollzogen werden, in ausreichendem Maß miteinander geredet und aufeinander gehört wird. Nun kann der Veränderungsprozess seine ganze Dynamik entfalten. Von der eigenen Person ausgehend, die bereits Veränderung erfahren hat, und der kleinen Gruppe, die bereits Schritte im Kleinen gegangen ist, kann das Neue seine Kreise ziehen.

- Andere Menschen in der Gemeinde werden in die Erneuerung hineingezogen, sie stellen sich in den Prozess der Veränderung hinein und werden selbst erneuert.
- Beziehungen verändern sich, neue entstehen, alte werden vertieft.
- Wo sich bisher viele ohne großen Erfolg um eine Sache mühten, laufen die Dinge fast wie von selbst. Ohne großen Aufwand wird einiges bewegt.
- Wo vorher Passivität herrschte und man alles laufen ließ, Mittelmäßigkeit und Schlampigkeit geduldet wurde, bekommt die Gemeinde eine Zielrichtung und damit eine Konzentration auf das Wesentliche.
- Wo bisher ein aufgeblähter Verwaltungsapparat die Vorgänge organisatorisch verkomplizierte, spielen nun informelle Kontakte die größte Rolle, Absprachen geschehen auf der persönlichen Ebene.
- Wo Angst vor Misserfolg und Konflikten das Gemeindeleben bestimmten, herrscht nun eine fröhliche Aufbruch-Stimmung vor.
- Wo jeder nur seinen eigenen kleinen Bereich gesehen hat, ist nun die ganze Gemeinschaft im Blick, man weiß, dass man zusammengehört und bewältigt alle Schwierigkeiten gemeinsam.

Ein Veränderungsprozess ist in Gang gekommen!

Der Ablauf eines Veränderungsprozesses lässt sich vereinfacht so darstellen:



Die einzelnen Abschnitte auf diesem Weg können unterschiedlich lang sein. Unter Umständen dauert die Phase der Überzeugungsarbeit, bis andere mitmachen und selber Veränderung wollen, sehr lange. Wenn dann aber die Dinge ins Rollen gekommen sind, kann sich der Prozess mit einer großen Dynamik entfalten und an Geschwindigkeit zunehmen.

Aber Veränderungsprozesse laufen trotz ihrer Dynamik nicht von allein. Die Gemeinde ist insgesamt herausgefordert, diese Prozesse ganz bewusst in die Hand zu nehmen und zu lenken. Die ganze Gemeinde ist mit verantwortlich, dass die Bewegung, die begonnen hat, in den richtigen Bahnen läuft und das gewünschte Ziel erreicht. Man kann die Dynamik nicht den Zufällen oder dem freien Spiel undefinierbarer Kräfte überlassen.

Deshalb plant die Gemeinde miteinander, wie die Veränderung geschehen soll, sie nimmt die Prozesse in die Hand und gestaltet sie. Sie lässt die Dinge nicht nur laufen, sondern gestaltet sie mit.

Diese Zeit des gemeinsamen Planens und der Vorbereitung ist ein Bestandteil der Veränderungsdynamik. Sie schweißt die Teilnehmer der Expedition schon zu einem guten Stück zusammen und dadurch sind alle Beteiligten in einem hohen Maß motiviert, den Weg der Veränderung mitzugehen.

Der Gemeindeberater ist dabei nicht der Expeditionsleiter, sondern eher der Wegbegleiter, der die Wegstrecke kennt und helfen kann, auftretende Schwierigkeiten gut zu bewältigen.

Klaus Eickhoff betont, wie wichtig das gemeinsame Planen ist: „Wir sagen es noch einmal: *liebevolles Planen ist die Voraussetzung für zielgerichtetes Handeln*. Dazu ist Planung wie der Aufbruch zu einer Entdeckungsreise: Wir haben ein Ziel vor Augen.

Unterwegs aber begegnet uns eine Fülle von Überraschungen, von Ungeplantem und Unplanbarem. Wer nicht plant, erlebt weit weniger Überraschendes. Er fällt stets in seine alten, sich ständig wiederholenden Verhaltensmuster zurück. So etwas langweilt die Gemeinde. Das kann nicht im Sinne des Geistes Gottes sein.“ (Klaus Eickhoff, *Gemeinde entwickeln*, S. 262)

„Planungsarbeit ist ein schöpferisches, geistliches Tun. Als Mitarbeiter Gottes dürfen wir schöpferisch sein. Wir dürfen vorausdenken, wie der Beter es macht, wenn er Fürbitte tut. Wir dürfen planen, wir sollen planen. Wir sollen heraus aus der Gedankenlosigkeit, heraus aus der Phantasielosigkeit, heraus aus der Lieblosigkeit, die alles dem Zufall überlassen möchten. Wir denken bei allem nicht an kaltes Management, sondern an gemeinschaftliches, liebevolles, intensives Nachdenken. Wir sind verpflichtet vorauszudenken, damit wir das anvertraute Gut, nämlich die Menschen mit ihrem Haushalt aus Kraft, Zeit und Gaben, verantwortungsvoll einbeziehen. Es ist eine Frage der Verantwortung und der Zucht.

Es ist wichtig, in einer *Gruppe* zu planen. Da überträgt sich das Wissen der gemeinsamen Verantwortung auf die Brüder und Schwestern und pflanzt sich fort. Der Pfarrer steht nicht allein. Wenn einmal was schief geht, lässt sich in einer geistlichen Gemeinschaft ein Missgeschick ganz anders verkraften und verarbeiten.

Ist die Situation erfasst, ist der Bauplan erstellt, dann können Schritte gezielt gesetzt werden. Langsam erfolgt Wachstum dem inneren Plan und den äußeren Umständen gemäß.“

(Klaus Eickhoff, *Gemeinde entwickeln*, S. 284)

Frieder und Werner:

Frieder: Werner, warum sitzt du hier so ruhig und bewegungslos in der Ecke? So kenne ich dich gar nicht.

Werner: Ich denke nach und plane.

Frieder: Was planst du denn?

Werner: Den nächsten Schritt. Und je mehr ich hier sitze und nachdenke, desto mehr Möglichkeiten finde ich für den nächsten Schritt. Deshalb möchte ich gar nicht mehr aufstehen.

Das Ziel im Auge behalten

Es genügt natürlich noch nicht, dass die Gemeinde in Bewegung geraten ist, nun muss auch die Richtung stimmen. Sonst ist die Dynamik schnell verpufft, weil sie sich in die falsche Richtung bewegt oder in vielen unterschiedlichen Richtungen verzettelt und dabei ihre Stoßkraft verliert. Die Veränderung muss zielgerichtet sein. Jeder in der Gemeinde soll wissen, wohin es geht und warum die entsprechenden Maßnahmen getroffen wurden.

Aber wohin geht denn nun die Reise, wo liegt das Ziel der Veränderung? Es gibt zwei Möglichkeiten: Die erste Zielrichtung, die es anzusteuern gilt, ist herauszufinden, wer wir als Gemeinde überhaupt sind. Wir sollen zu der Gemeinde werden, die wir sind!

Die zweite Zielrichtung betrifft die Frage, was die Gemeinde als Ganzes erreichen will, wohin sie sich bewegen möchte. Diese Zielmarke muss realistisch sein und zur jeweiligen Gemeinde passen. Eine ungünstige Voraussetzung für einen Veränderungsprozess ist, wenn ein viel zu allgemeines und deshalb nichtssagendes oder falsches und unpassendes Idealbild von Gemeinde aufgebaut wird. Obwohl es beispielsweise ein gutes und richtiges Ziel ist, eine große Evangelisationsveranstaltung im Stadion durchzuführen, kann es sein, dass es nicht zu dieser einen Gemeinde passt, weil sie gerade 50 Mitglieder umfasst und erst vor kurzem gegründet wurde. Sie würde sich mit solch einer Aufgabe völlig überfordern.

Oder um ein weiteres relativ typisches Beispiel zu nennen:

Da nahmen ein paar Mitarbeiter an einem Kongress teil, wo ein neues Gemeindegliedkonzept vorgestellt wurde. Davon sind sie jetzt begeistert. Sie waren zwar bisher mit ihrer Gemeinde nicht gerade unzufrieden; das Gemeindeleben funktionierte gut, die Arbeit in der Gruppe machte Spaß, die Zusammenarbeit mit dem Pfarrer war herzlich und freundschaftlich. Jetzt aber - im Vergleich mit dem neuen Konzept - ist die bisherige Gemeindegliedarbeit in Frage gestellt. Vor der hellen Folie dieses Ideals erscheint die eigene Gemeinde in einem kümmerlichen Licht.

Die Mitarbeiter sind sich nach dem Kongress einig: Unsere Gemeinde kann nicht so bleiben, es muss sich etwas verändern. Sie kommen zurück und schwärmen von diesem anderen, viel idealeren Gemeindegliedmodell - damit wächst die Unzufriedenheit noch mehr. Das Verhängnisvolle daran ist, dass nun ein Idealbild aufgebaut und als Ziel propagiert wird. Da es sich aber nur um ein abstraktes Idealbild handelt - das zwar so vorgestellt wurde, aber nicht ohne weiteres in die Realität der Gemeinde passt -, kann es nie erreicht werden. Es ist ein zu schönes Bild, das zwar Veränderungsprozesse auslösen, aber nie verwirklicht werden kann. Da man natürlich immer

unter der Idealmarke bleibt und den angestrebten Zustand nie erreicht, bleiben die Bemühungen um Veränderungen im Ansatz stecken. Zuletzt sind alle nur noch frustriert und enttäuscht und keiner erwartet mehr etwas von seiner Gemeinde.

Wir brauchen deshalb realistische „Höhen-Marken“ und erreichbare Zielangaben für unsere Gemeinden. Wenn wir nach Zielen für den Veränderungsprozess suchen, müssen wir uns zuerst fragen:

- Was passt zu *unserer* Gemeinde?
- Was ist für *unsere* Gemeinde ein realistisches Ziel?
- Welcher Schritt ist in *unserer* Gemeinde zuerst dran?

Diese Fragen führen zurück zum Wurzelgrund der eigenen Gemeinde. Wir sehen dabei, dass die Frage nach der Zielrichtung in die Weite (was wollen wir tun?) nicht ohne die Klärung des eigenen Selbstverständnisses geht (wer sind wir?). Beide Fragestellungen gehören zusammen.

Aus den vielen guten Ansätzen, die es bereits gibt, gilt es eine Komposition, eine Sinfonie zu entwickeln. Klaus Eickhoff gebraucht das Bild eines Orchesters, um das Zusammenwirken zu verdeutlichen: „Das gemeinsame Wirken vieler Gemeindeglieder nach einem Konzept gleicht einem Orchester beim Spielen einer Sinfonie. Die Liebe, die missionarisch ist, wäre hier das Leitmotiv. Es klingt überall durch. Durchdachte Gemeindegliederarbeit ist so etwas wie *Variation über ein Thema*. Das Thema schwebt aber nicht frei im Raum, sondern ist eingebettet in die Gesamtkomposition, in die Sinfonie. Wenn nun kein Thema da ist und keine kompositorische Einbettung, besteht die „Variation“ aus einem undefinierbaren, kindischen Geklimper, das in immer dieselben langweiligen Tonfolgen verfällt. Wo aber ein Leitmotiv gegeben ist, das variiert und improvisiert werden kann, werden neue Klangbereiche erschlossen, da schwillt die Musik zeitweilig an wie Wasser in einem reißenden Strom: Fortissimo. Da werden die Töne zeitweilig ganz leise, als fielen im Stakkato zarte Tropfen auf Porzellan: Pianissimo. Gemeindeentwicklung nach Konzept ist wie eine Sinfonie. Da klingt alles zusammen, und das Grundthema klingt durch alles hindurch. Es ist geistvoll, ein Konzept als Leitmotiv zu haben. Dadurch ist eine Fülle an Variationen und Improvisationen möglich, ohne dass vieles zuchtlos durcheinander gerät.“ (K. Eickhoff, *Gemeinde entwickeln*, S. 285)

Die Entdeckungsreise zu den eigenen Wurzeln gehört zum Spannendsten im Gemeindeleben. Unser vorrangiges Ziel ist, diese Grundmelodie herauszufinden und herauszubekommen, welcher Musikstil zur Gemeinde passt. Von diesen Grundaussagen her lassen sich dann realistische, erreichbare Ziele finden, die außerhalb der Gemeinde liegen. Beide Zielrichtungen geben den Veränderungsprozessen die Dynamik und halten sie am Laufen. Sie konzentrieren also die Bewegung und geben ihr den Schwung, den sie braucht, um nicht auf der Strecke zu bleiben.

Veränderung vollzieht sich also nicht pauschal, sondern sieht für jede Gemeinde anderes aus. Was für die eine Gemeinde eine Kleinigkeit ist, ist für eine andere ein großer Schritt.

Eine Gemeindeberatung hat die Aufgabe herauszufinden, wo die Gemeinde gerade steht, und ein maßgeschneidertes Konzept für Veränderung zu erstellen.

Es ist nicht das Ziel von Veränderung in der Gemeinde, dass alles noch besser, noch perfekter wird! Veränderung möchte in einer Gemeinde die verschiedenen Elemente neu ordnen, möchte die Gemeinde mit ihren vielen Teilen so zusammenbauen, dass sie der Situation der Gemeinde und den Gemeindegliedern entspricht, so dass sie in Gottes Zukunft hineingehen kann.

Frieder und Werner:

Werner: Frieder, warum bist du in der letzten Zeit so hektisch, man hat kaum Gelegenheit, ein paar Worte mit dir zu wechseln?

Frieder: Wir haben so lange gebetet, gehofft und gearbeitet - jetzt kommt in unserer Gemeinde endlich etwas in Bewegung, da ist es doch kein Wunder, wenn auch ich außer Atem komme und am liebsten überall gleichzeitig sein möchte.

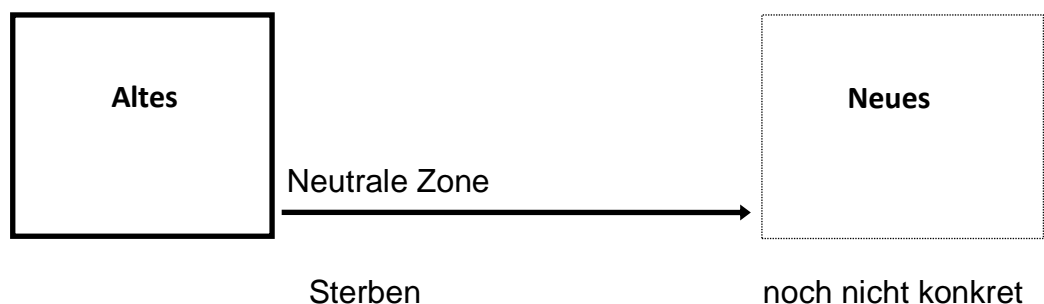
Werner: Falsch - wir haben die ganze Vorarbeit gemacht, das war schon ein hartes Stück Arbeit. Wenn es jetzt läuft, dann geht das auch ohne uns.

Frieder: Und was tun wir dann?

Werner: Wir sorgen dafür, dass es in die richtige Richtung läuft und die Gemeinde in Bewegung bleibt. Dazu brauchen wir doch einen kühlen Kopf, oder?

Die Hürde nehmen

Wer das Alte verlässt und sich aufmacht, das Neue zu entdecken, fällt zunächst einmal in ein Loch. Er hat keinen sicheren Boden mehr unter den Füßen, er bewegt sich auf neutralem Land, das nicht sein Zuhause ist. Diese Hürde muss genommen werden, will man das Ziel erreichen. Es hilft nichts, bei der ersten Schwierigkeit in Klagen und Jammern auszubrechen oder sogar umzukehren. Nein, mit einem gehörigen Anlauf überwinden wir jedes Hindernis. Wir haben uns ja darauf eingestellt, dass dieser Weg der Veränderung kein Sonntagsspaziergang ist, und rechnen deshalb mit schwierigen Strecken.



Denn: „Schwierigkeiten beim Übergang von einer alten Ordnung in eine neue Ordnung sind nichts Beklagenswertes.“ (Roland Gareis, Erfolgsfaktor Krise, S. 189) Solche Schwierigkeiten sind normal!

Damit die Situation bewältigt werden kann, rücken die Expeditionsteilnehmer eng zusammen. Nun haben sie nur noch sich selbst. Sie sind auf Gedeih und Verderb aufeinander angewiesen.

Nun zeigt es sich, ob sie eine tragfähige Gruppe sind. Sie sind während der Übergangszeit füreinander das Zuhause.

Der Übergang vom Alten zum Neuen gelingt nur, wenn das Alte ganz bewusst zurückgelassen wird. Unsicherheiten dürfen sein und werden auch als solche zugegeben und benannt.

„Typisch für solche Umbrüche sind zwei Zwischenphasen:

Die Krisenphase, in der das bislang gültige Paradigma ins Wanken gerät, und eine darauf folgende Phase, in der untereinander konkurrierende Neuansätze das etablierte alte Paradigma angreifen.“

(Roland Gareis, Erfolgsfaktor Krise, S. 190)

Am Anfang lebt die Expedition noch von den Vorräten der „alten Welt“. Stück um Stück werden diese Vorräte aber verbraucht. Es kommt nichts mehr nach. Deshalb muss man sich neue Quellen erschließen. Das führt in der Übergangszeit, in der neutralen Zone, zu „Versorgungsengpässen“, zu Konflikten und Krisen. Es gibt unterschiedliche Vorstellungen, woher man sich versorgen kann.

Entweder findet man Zwischenstationen und ist versucht, dort zu bleiben, da das endgültige Ziel noch zu weit weg ist. Oder man will umkehren, wenn die Vorräte ausgehen, fängt woanders an, seine Nahrung zu bekommen, „schmarozt“ in fremden Suppenschüsseln, besucht benachbarte Gemeinden, in denen alles viel besser ist.

Nun braucht man einen Gemeindeberater, der Mut macht, der hilft, neue - eigene!- Möglichkeiten zu finden und auch ungeahnte Wege zu entdecken. Er hält die Gruppe zusammen und bildet eine Brücke vom Alten zum Neuen.

Die Verbindung zum Alten darf in diesen Übergangszeiten nicht vollständig abgebrochen werden, man muss sich allmählich davon lösen. Ein abrupter Abbruch würde viel zu sehr in Unsicherheit stürzen!

Wenn alles in Bewegung gerät und die Umstände unsicher werden, brauchen wir Punkte, an denen wir uns festhalten können. Das können frühere Erfolge und Erkenntnisse sein, die in dieser Zeit neu wichtig werden und uns durch den Schatz an Erfahrungen Halt geben. Oder Bibelstellen oder Liederverse machen uns Mut und bilden die Klammer zwischen Altem und Neuem. Es können aber auch Menschen sein, die uns in dieser Zeit Unterstützung geben und uns anspornen.

So werden in den Übergangszeiten ganz andere Dinge wichtig, neue Beziehungen geknüpft oder frühere auf eine intensive Weise neu belebt.

Da man nach Halt sucht und Vergewisserung braucht, wird alles viel intensiver erlebt. Es zeigt sich, was wirklich trägt und wer auch in Schwierigkeiten zu uns hält.

Hier zeichnet sich schon das Neue ab! Wovon wir bisher gelebt haben und wovon wir immer gedacht haben, dass es für uns wichtig wäre und Bestand hätte, tritt in den Hintergrund.

Stattdessen taucht Neues auf, Dinge, die wir nie für möglich gehalten haben, Beziehungen, die bisher nicht in unser Bild von uns gepasst haben, und erweisen sich als tragfähiger als das Vergangene. Intensiv ist die folgende Zeit durch das Fragen und Suchen, durch die gesteigerte Aufmerksamkeit, die erhöhte Sensibilität geprägt. Alle Sinne sind wach und offen, alle Antennen sind ausgefahren: Wo geht es hin? Wie geht es weiter?

Bücher, Texte, Begegnungen, Bibelstellen werden intensiver wahrgenommen, bekommen eine tiefere oder neue Bedeutung.

Es werden viele Fragen gestellt und nach Antworten richtiggehend geforscht. Man sucht das Gespräch, redet gern und viel und braucht den Austausch mit anderen.

Auch die Gottesbeziehung wird tiefer. Man fragt nach Gott, sucht ihn, möchte seine Nähe. Man sehnt sich nach seinem Reden und seinen Antworten auf die eigenen Fragen. Dadurch sind solche Übergangszeiten sehr wertvolle Zeiten der Neuorientierung, in denen unser Leben eine Erweiterung und Vertiefung bekommen kann und in denen auch große Chancen für persönliche Veränderungen liegen.

Frieder und Werner:

Werner: Frieder, wie kannst du so ruhig sein, während alles um dich herum in Bewegung ist? Macht dir die Unruhe in unserer Gemeinde gar nichts aus?

Frieder: Doch schon, ich merke auch, dass sich alles verändert.

Werner: Und? Versetzt dich das nicht in Panik - nichts bleibt mehr, wie es war?

Frieder: Gegen die Panik hilft mir ein wichtiger Gedanke: Das was bleibt, wenn sich alles verändert, ist meine Beziehung zu Gott.

Begleitmannschaften bilden

Damit die Expedition gelingt und zum Ziel kommt, braucht es Begleitmannschaften, die sie ein Stück des Weges begleiten, wie Lotsen, die bei besonders schwierigen Strecken, Untiefen oder Klippen Hilfestellung geben.

Das können Mannschaften aus anderen Gemeinden sein, die ähnliche Übergangszeiten schon erlebt haben und nun ihre Erfahrung zur Verfügung stellen.

Oder Fachleute, die zu bestimmten Fragen gerufen werden können, um mit ihren Fachkenntnissen zu helfen. So sollten viele unterschiedliche Menschen mit ihren jeweiligen Erfahrungen und Kenntnissen zusammenarbeiten. Die Expeditionsgruppe darf im „Niemandland“ auf keinen Fall allein gelassen werden!

Vielleicht stellt auch die Kirchenleitung eine Gruppe zusammen, die den Übergang in einer Gemeinde vom Alten zum Neuen wohlwollend begleitet und absichert.

Für Veränderungsprozesse in Gemeinden hat sich folgendes bewährt:

Neben dem Kirchengemeinderat, der die normalen Geschäfte der Gemeinde weiterführt, wird ein spezieller Mitarbeiterstab gebildet, der die Veränderung plant, begleitet und durchführt.

Das sind am besten verantwortliche Mitarbeiter aus allen Bereichen der Gemeinde. Sie treffen sich regelmäßig, um die nötigen Schritte für die Veränderung festzulegen. Dort wird gebetet, diskutiert, analysiert, geplant und wieder gebetet. Es wird geprüft, ob die Richtung stimmt, die verschiedenen Elemente der Veränderung werden gebündelt und koordiniert, auch kritische Stimmen gehört. Man bekommt rechtzeitig mit, wenn Teile der Gemeinde abhängen.

Der „Stab“ steht im engen Kontakt zur Gemeindeleitung und berichtet regelmäßig über den Ablauf der Veränderungen. Er ist in dieser Zeit des Übergangs ein stabilisierender Faktor. Wenn die Mitglieder der Arbeitsgruppe Kompetenz bekommen und verantwortlich und mit Sachverstand die Veränderungen behutsam durchführen, steht einem Gelingen nichts im Weg.

Außerdem ist die Arbeit an dem Umbau der Gemeinde eine äußerst befriedigende. Sie ist produktiv, man sieht, dass sich etwas tut. Es macht Spaß, kreative Lösungen zu finden und zu erleben, wie das Zusammenspiel der unterschiedlichen Fachrichtungen funktioniert. Um das Ziel des Umbaus zu erreichen, lohnt es sich, die besten Kräfte, die man hat, und alle Mittel, die zur Verfügung stehen, einzusetzen.

Die Erfahrungen, die dabei gewonnen werden, machen Mut, weitere Bereiche anzugehen, so dass dann Stück um Stück die Veränderung die ganze Gemeinde erreicht.

Die Veränderung beginnt in einem Segment der Gemeinde. Das sollte zunächst nicht ein grundsätzlicher Bereich sein. Dieser Teil sollte aber Auswirkungen auf die ganze Gemeinde haben.

Zum Beispiel kann damit begonnen werden, die Jugendarbeit mit ihren verschiedenen Gruppen zu verändern. Vielleicht soll statt der bisherigen Gruppenarbeit eine offene Arbeit eingeführt werden. Der neue Mittelpunkt des Jugendbereiches soll ein spezieller Jugendgottesdienst werden, auf den hin die ganze Arbeit ausgerichtet ist.

Oder man möchte die Jugendarbeit so umbauen, dass sie missionarischer ist und die Jugendlichen selbst mehr mitbeteiligt werden.

Ist der Jugendbereich verändert, kann die Entwicklung weitergehen und andere Bereiche der Gemeinde erreichen.

Da sich nicht alles auf einmal verändern kann, überlegt man sich: Welcher Bereich unserer Gemeinde muss am dringendsten verändert werden? Was kann zunächst so bleiben wie es ist?

Alles auf einmal zu verändern würde die ganze Gemeinde ins Chaos stürzen und verunsichern. Das hätte zur Folge, dass sich die Gemeindeglieder von der Gemeinde abwenden. Diesen Zustand hatten wir teilweise in den 60er und 70er Jahren, als die Erneuerer in die Gemeinde einbrachen und am liebsten von heute auf morgen die bestehenden Strukturen total umgekrempelt hätten. Damals prallten die neuen Ideen, die alles in Frage stellten, und das Bestehende aufeinander. Es gab harte Kämpfe, die letztlich außer vielen Scherben nicht viel bewirkt haben.

Bleibende Werte

Wenn sich alles verändert, kommen die Grundwerte der Gemeinde neu zur Geltung. Das sind die Basis-Prinzipien, auf die keine Gemeinde verzichten kann, der Urgrund der Gemeinde. Dieses Urgestein wird in Zeiten äußerer und innerer Umbrüche neu entdeckt. Ich erlebe das bei Beratungen in Gemeinden, wie heute in einer Zeit der Umbrüche, neu und verstärkt nach den Grundwerten des christlichen Glaubens gefragt wird. Die Gemeinde findet damit in Veränderungszeiten zu ihrer eigentlichen Wurzel zurück und versteht, warum sie Gemeinde ist. Welche Werte, welche Grundlagen bestehen bleiben, wenn sonst alles andere wegbricht, macht das eigentliche Wesen der Gemeinde vertieft deutlich.

Erhard Eppler hat hierzu eine sehr wichtige Unterscheidung eingeführt, in dem er zwei Begriffe geprägt hat: *Wertkonservativismus* und *Strukturkonservativismus*.

Wertkonservativ bedeutet: Wir fragen nach dem Eigentlichen, dem Kern der Sache. Die unveränderliche Grundlage, auf die auf keinen Fall verzichtet werden kann, darauf baut alles andere auf.

Strukturkonservativ bedeutet dagegen die Form, die sich bildet und die auch ganz anders sein kann, die Ausprägung, die eine Sache durch ihre Umstände erfährt und die sich unter anderen Umständen auch wieder verändern kann.

Eppler stellt fest, dass die Kirchen am tiefsten von einem Wertekonservativismus geprägt sind, weil die grundlegenden Aussagen des Evangeliums für sie unaufgebbar sind und den Kern der Gemeinde bilden. Er beobachtet aber kritisch, dass es in den Kirchen auch Kräfte gibt, die sehr stark einem Strukturkonservativismus huldigen und primär das Ziel haben, die Strukturen der Volkskirche zu erhalten.

„Wenn Kirchenaustritte ein Ausmaß erreichen, das schon auf mittlere Sicht die Volkskirche gefährdet, werden Strukturkonservative bei jedem Schritt ängstlich nach links und rechts schielen, um keinesfalls Anlass zu neuen Austritten zu bieten, während Wertkonservative es verständlich finden, dass Menschen, die seit langem nichts mit der Kirche im Sinn haben, ihr auch keine Steuer mehr entrichten. Sie werden fragen, wie die Botschaft, die der Kirche aufgetragen ist, so glaubwürdig ausgerichtet werden kann, dass sie in unserer Gesellschaft etwas bewirkt, auch auf die Gefahr hin, dass die Kirche neue Organisationsformen suchen muss. Die Unterscheidung zwischen Wert- und Strukturkonservativismus begegnet gelegentlich dem etwas vordergründigen Einwand, schließlich seien Werte und Strukturen immer aufeinander bezogen, in jeder Struktur seien Werte eingegangen, wo Werte sich durchsetzten. schafften sie Strukturen. Die Frage ist nur, *wie* Werte und Strukturen aufeinander bezogen sind. Natürlich ist die Kirche auch des späten Mittelalters nicht denkbar ohne die Botschaft, aus der die Kirche entstand. Aber als die Reformatoren die Botschaft neu entdeckten, stellten sie fest, dass sie sich in den Strukturen dieser Kirche nicht mehr ausrichten ließ. Das ‘Zurück zur Bibel’ führte zur Reformation.“ (Erhard Eppler, Ende der Wende, 1976, Seite 38)

Es gibt grundsätzliche und wichtige Werte in der Gemeinde, die durch einen Veränderungsprozess nicht aufgeben werden dürfen, ja, die einen Veränderungsprozess begleiten und stabilisieren können. Ohne diese beständigen Werte wäre auf einmal nichts mehr da, es würde sich alles verflüchtigen. Dass der Glaube auch in sich verändernden Umständen Bestand hat, zeigt, dass er echt ist und Kraft hat. Es sind „unaufgebbaren Werte der Vergangenheit, die, wenn man tiefer blickt, durchaus das ‘Moderne von Übermorgen’ sein können.“ (Karl Rahner, Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance, Freiburg, 1989, S. 50)

Unsere Aufgabe in unseren Gemeinden angesichts kommender Veränderungen ist, diese Grundwerte unseres Glaubens zu entdecken, festzuhalten und zu leben. Wenn wir miteinander auf der sicheren Basis unseres Glaubens stehen, können uns die Stürme noch so großer Umbrüche nichts anhaben. Und auch das andere gilt: Veränderungsprozesse, die bis in die innerste Substanz unserer Gemeinde reichen, bieten die Chancen, intensiv nach diesen Grundlagen zu fragen, um neu zu entdecken, wie Gemeinde in ihrem Wesenskern eigentlich ist. Wir brauchen deshalb vor Veränderungen keine Angst zu haben, sie können uns zum Guten dienen, sie werden der Gemeinde nicht schaden, im Gegenteil, sie werden die christliche Gemeinde so läutern, dass sie im strahlenden Glanz des Neuanfangs die Stadt auf dem Berg sein kann. Denn der Gemeinde gilt die biblische Verheißung, dass sie von nichts und niemandem überwältigt werden kann (Matthäus 16,18), sondern dass sie in ihrem Wert - nicht in ihrer Struktur - für alle Zeiten Bestand haben wird.

Die unaufgebbaren Werte findet die Gemeinde in der Bibel. Die Arbeit am Wort Gottes ist deshalb - wie zu allen Zeiten - das Gebot der Stunde. In der gemeinsamen Bibelarbeit findet die Gemeinde zu sich selbst, findet sie die Grundlage, auf der sie in unsicheren Zeiten sicher steht. Jede Gemeinde ist herausgefordert, die Werte, die ihr Leben als Gemeinde bestimmen und prägen, herauszufinden und festzuhalten. Jede Gemeinde sollte sich einen Katalog mit den für sie geltenden Grundwerten erarbeiten, der immer wieder ergänzt, überarbeitet und aktualisiert wird. Auf diese Weise bleibt sie an der Quelle, am Ursprung ihrer Existenz, wird erfrischt und auf diese Weise niemals alt.

Beispielsweise legt eine Gemeinde folgende Basiswerte für ihr Gemeindeleben fest:

- Oberste Autorität hat das Wort Gottes.
- Wir sind davon überzeugt, dass Gott redet, und nehmen uns deshalb Zeit zum Hören auf ihn.
- Entscheidungen werden einmütig getroffen.
- Wir hören einander zu und lassen uns ausreden.
- In Konflikten hat die Leitung das letzte Wort.
- Wir üben Pünktlichkeit.
- Menschen haben Vorrang vor Organisationen und Funktionen.
- Wir begegnen einander mit Achtung und Respekt.
- Kinder gehören in die Mitte der Gemeinde.

- Wir kümmern uns vor allem um Kranke, Schwache und alte Menschen.
- Der Sonntag ist ein Tag der Ruhe.
- Wir teilen miteinander, was wir haben.

Vorschläge:

Erarbeiten Sie in der Gemeinde einen Werte-Katalog und überlegen Sie miteinander, wie sich diese Grundwerte auf Ihr Gemeindeleben auswirken.

Bewerten Sie: Welche Werte sind für Ihre Gemeinde am wichtigsten?

Sprechen Sie in Ihrer Gemeinde über das „Gleichnis vom Feigenbaum“ (Lukas 13, 6-9): Soll man den Baum erhalten oder umhauen? Was spricht dafür und was dagegen?

„Gib ihm noch ein Jahr...“ - Was muss in diesem Jahr geschehen, damit er bleiben kann?

Bearbeiten Sie die Bergpredigt (Matthäus 5-7): Welche grundlegenden Werte sind heute noch aktuell und gültig?

Betrachten Sie die Bibelstelle vom „neuen Wein in alten Schläuchen“ (Matthäus 9, 14-17):

Welche Schläuche sind alt?

Wodurch sind sie alt? Was bedeutet „neu“?

Frieder und Werner:

Frieder: Wenn in unserer Gemeinde alles in Bewegung ist und die Schwierigkeiten zunehmen, dann merke ich, was wirklich wichtig ist.

Werner: Nämlich eine gute Tasse Kaffee und eine Mütze voll Schlaf.

Frieder: Ja, das auch, aber mehr noch: die innere Ruhe.

Werner: Und wie findest du die?

Frieder: Wenn ich in meiner Bibel lese, spüre ich die Ewigkeit Gottes. Da werden dann andere Dinge auf einmal nicht mehr so wichtig.

Die Chance des Neuanfangs

In dieser Auseinandersetzung um grundlegende Werte stehen das Alte und das Neue in einer Gemeinde in einem spannungsvollen Verhältnis zueinander. Das Alte wird vom Neuen angegriffen, in Frage gestellt und muss sich behaupten. Es wird erbittert darum gerungen: Was ist wichtiger und richtiger? Das Bewährte muss sich vom Neuen überprüfen lassen und muss unter Umständen das Feld räumen und ihm Platz machen. Das geht nicht ohne Auseinandersetzungen ab! Denn auch das Neue muss es mit dem Alten aufnehmen können und begründen, warum es besser sein soll.

Diese Spannung kommt in einem Paradoxon zum Ausdruck:

In einer Sitzung des Rates von Canton im Staate Mississippi wurde folgender Beschluss gefasst:

Der Rat beschließt, dass ein neues Gefängnis gebaut wird.

Er beschließt ferner, dass Steine und Baumaterial des alten Gefängnisses für den Neubau

verwendet werden.

Weiterhin beschließt er, dass bis zur Fertigstellung des neuen das alte Gefängnis weiterbenutzt werden soll.

(Nach Hughes/Brecht, 1978)

Das Alte soll abtreten und dem neuen Platz machen, dabei ist das Neue noch gar nicht da. Das Neue braucht aber das Alte für den notwendigen Umbau.

Es geht beim christlichen Glauben nicht um die Bestandswahrung einer Tradition. Es geht nicht um eine Gedächtnisreligion, die sich an einen verstorbenen Religionsstifter erinnert und sein Andenken hochhält (die Jünger haben das nach Jesu Tod kurzzeitig so geglaubt). Glauben an Gott bedeutet Leben, und Glauben setzt sich aus den Bauteilen der Tradition immer wieder neu zusammen. Ein einseitiger Rückzug auf das Bisherige verhindert das Leben und bedeutet den Tod.

Wenn das Alte, das Bisherige nun stirbt - und es muss sterben, damit das Neue Platz hat -, so bedeutet das Leben. Damit bekommt das Paradoxon seinen christlichen Sinn! Wir haben diesen Vorgang beim Weizenkorn bereits betrachtet und in der Geschichte im 1. Teil des Buches die Konsequenzen daraus erlebt.

In dem Teil des Veränderungsprozesses, wenn das „Alte“ verlassen wird, geht es tatsächlich um ein Sterben. Es ist ein endgültiger Vorgang, der mit Trauer und Schmerzen verbunden ist. Wir müssen uns eingestehen: Wir lassen das, was bisher zu uns gehörte, hinter uns. Wir verlassen das, was *wir* aufgebaut haben und wo wir uns wohlgeföhlt haben. Im Rückblick verklärt sich das Alte und macht den Abschied noch schwerer.

Wir wehren uns gegen das Sterben, und doch wissen wir, dass ein Loslassen wichtig ist.

Der frühere Bischof der Württembergischen Landeskirche, Theo Sorg, hat das in bewegenden Worten beschrieben: „Neues Leben entsteht aber nur, das ist ein Gesetz alles Lebendigen, wo Altes stirbt....Wenn neues Leben in der Gemeinde entstehen soll, muss viel Altes sterben. Beim Pfarrer zuerst. Es muss der Pfarrherr sterben, damit der Bruder geboren werden kann. Es muss der aktivistische Alleskönner sterben, damit der hörbereite Handlanger Gottes zum Leben findet. Es muss die amtliche Schlüsselfigur sterben, damit der gehorsame Diener Jesu Christi zum Leben erwacht. Es muss das pfarramtliche Ausdehnungs- und Perfektionsdenken sterben, damit der Weg frei wird zur Konzentration auf das Notwendige. Es muss unser empfindliches Wesen sterben, damit die Bruderschaftsfähigkeit neu aufbrechen kann.

Wer geistliches Leben will, muss bereit sein, für sich selbst den Weg des Sterbens zu gehen. Nicht nur im Blick auf vieles im eigenen Leben, auf manches Gewohnte und Übliche und allseits Anerkannte und theologisch Gängige.

Auch im Blick auf ehrgeizige Pläne, auf große Zahlen, auf imponierende Statistiken, auf das Anerkanntsein bei den Menschen, nicht zuletzt bei den Amtsbrüdern.

Wer geistliches Leben will, muss aber auch den Mut haben, in der Gemeinde manches Alte, Gewohnte, 'Bewährte' sterben zu lassen. Wie manche völlig sterilen und geistlich

unansprechbaren Gemeindegremien, die nur um ihrer selbst willen zusammenkommen, die nur immer haben, aber nichts geben wollen, stehen einer neuen geistlichen Entwicklung im Wege....Manches Traditionelle, das früher einmal nötig und richtig war, kann aufgegeben werden, wenn es den Erfordernissen der Gegenwart nicht mehr entspricht und dem sich neu Anbahnenden im Wege steht.“ (Theo Sorg, Geistliches Leben in der Gemeinde, Missionarische Dienste Nr. 105, 1976)

Sterben ist ein Prozess, der Zeit und Kraft braucht. Aber er ist notwendig, damit Neues entstehen kann. So sehr uns dieser Vorgang schmerzt, er ist gut und wichtig für uns. Nicht der Tod ist das Ende, er ist ein Übergang zu einem Neuanfang, das Neue steht bereit!

Wenn wir uns des Verlustes klar werden (was verliere ich, was verlasse ich?), wenn wir die Wut in uns wahrnehmen, Gefühle der Trauer zulassen und mit anderen darüber reden und auf diese Weise feststellen, was wir verloren haben, können wir auch sehen, was wir Neues gewinnen. So wie das Alte abnimmt, nimmt das Neue zu, Stück um Stück taucht es aus dem Nebel auf und wird immer klarer, gewinnt an Kontur, und es wird immer deutlicher: das Neue ist besser als das Alte! In Gemeinden, in denen dieser Umwandlungsprozess auf gute Weise gelaufen ist, ist die Freude über das Neue größer als die Trauer über das Vergangene.

Natürlich gehören Schmerzen zu diesem Teil des Veränderungsprozesses dazu und es sind nicht nur euphorische und triumphierende Gefühle dabei. Halten wir das aus? Sind wir dazu bereit, damit wir Zukunft gewinnen?

„Nun aber, da diese Ära (gemeint ist die konstantinische Ära, die Verbindung von Thron und Altar, von christlicher Religion und Gesellschaft, J.S.) unweigerlich zu Ende geht, die Macht sich von der Kirche zurückzieht und die Menschen aus den Kirchen auswandern, könnte sich nun doch wieder die Erfahrung der Ohnmacht in den Vordergrund drängen. Zunächst allerdings löst der Abschied von einer gesichert erscheinenden Vergangenheit resignative und depressive Stimmungen aus, und manche Frustration sucht sich in einem hektischen Aktionismus zu kompensieren. Es ist immerhin verständlich, dass sich ein solcher Abschied - wie jeder andere - nicht ohne Schmerzen abspielen kann, denn er enthält die Absage an eine einst reiche und satte Volkskirche, in der es sich wohl leben und wirken ließ.

Doch alle Versuche, sich dieser schmerzlichen Einsicht zu entziehen, vereiteln nur die Chance, am Ende des Tunnels das Licht zu erblicken und sich getrost auf die Zukunft einzulassen, die sich gerade einer arm gewordene Kirche eröffnet. Wie Lots Weib zur Salzsäure erstarrte, weil sie sich voll Wehmut von ihrer Heimat nicht lösen konnte, so könnte auch die Kirche ihre Zukunft versäumen, wenn sie nicht bereit wäre, entschlossen 'die Hand an den Pflug zu legen' und den Exodus in eine neue Erfahrung mit Gott zu wagen. (Eberhard Stammler, Kirche ohne Volk, Zürich, 1992, S. 182)

Der Blick zurück führt zur Erstarrung, wir sind rückwärtsorientiert und nicht mehr frei für die Zukunft. Deshalb muss das Alte sterben, damit wir frei für das Neue sind!

Was ist nun das Alte, das sterben kann? Aufgegeben werden kann alles, was Erhard Eppler mit Strukturen beschreibt: Alle frommen Traditionen und Etiketten gehören nicht zum wesentlichen Bestand der Gemeinde. Alle äußeren Formen sind veränderbar, die Frömmigkeitsstile und Formen sind momentanen Trends unterworfen und daher im ständigen Wandel.

Das betrifft sämtliche Formen in der Kirche und in unserer Gemeinde. Auch die charismatische Bewegung, die die Erneuerung der Kirche zum Ziel hat, steht in der Gefahr, eine neue fromme Tradition zu werden, neue religiöse Formen zu schaffen und darin zu erstarren; eine neue Insidersprache zu entwickeln, die festlegt und zum Eigentlichen wird, während man den Inhalt, um den es geht, den lebendigen Glauben an Jesus Christus und sein Wort, vernachlässigt.

Frieder und Werner:

Werner: Ich kann nicht mehr, ich bin am Ende, mehr geht nicht!

Frieder: Gut, dann hör jetzt auf, dann hast du alles gemacht, was du machen sollst.

Werner: Und was kommt dann?

Frieder: Ich weiß nicht. Du musst zuerst aufhören, bevor ein neuer Anfang sichtbar werden kann. Nur wer das Ende erreicht hat, kann neu anfangen.

Krisen bewältigen

Die Krisen, in die wir durch die Veränderungsprozesse in unseren Gemeinden kommen, können wir nur überwinden, wenn wir uns konsequent nach vorn orientieren, das Alte zurücklassen und das Neue ergreifen. Die Chancen, dass uns diese Krisen weiterbringen, sind so groß, dass wir uns nicht erlauben können, ihnen aus dem Weg zu gehen. Um sie zu bewältigen, brauchen wir in unseren Gemeinden:

Eine *Problemlösekultur*, damit wir Krisen als Chancen betrachten. Wir jammern zu viel. Dabei haben wir eigentlich keinen Grund zum Klagen, da es uns - zumindest finanziell und materiell - so gut geht wie sonst fast niemandem auf dieser Welt. Wir müssen lernen, vor Problemen nicht zu resignieren, sondern sie als Herausforderung, ja als Geschenk zu betrachten. Statt in Schwierigkeits-Kategorien sollten wir in Möglichkeits-Kategorien denken.

Eine *Lernkultur*, denn wir sind lebenslang am Lernen! Unser ganzes Leben vollzieht sich in Lernschritten, das macht jeden Tag neu spannend! Auch aus Fehlern können wir lernen, deshalb ist unser Versagen nichts Negatives, sondern eine Möglichkeit weiterzukommen.

Eine *Kreativkultur*, damit wir schöpferisch und erfinderisch mit dem Chaos von Umbrüchen umgehen können. Das Durcheinander soll uns herausfordern, Neues zu wagen und Dinge auszuprobieren, die es in dieser Art noch nie gab. Wir können ganz neue Wege einschlagen.

Dazu brauchen wir in neuem und großem Maß *Risikobereitschaft*. Wir machen uns frei von einem einengenden Perfektionismus und dem Gefühl, es müsste alles abgesichert und mit einer Funktions-Garantie versehen sein.

Flexibilität statt Resignation. Das Problem in unseren Gemeinden ist vielfach, dass wir zu sehr in Schablonen und eingefahrenen Kategorien denken: „Das haben wir immer schon gemacht.“ Oder: „Das haben wir doch nie so gemacht.“

Eine *konstruktive Fehlerkultur*: Statt Schuldzuweisungen sollten wir uns um konstruktive Fehlerverbesserung bemühen. Niemand soll mehr eigene Unzulänglichkeiten hinter Belehrungen anderer verstecken. Eigene Fehler müssen nicht mehr unter den Teppich gekehrt werden.

Eine *positive Konfliktkultur*: Konflikte gehören zur Natur des Wandels und der Optimierung. In unseren Gemeinden sind Konflikte negativ besetzt; es fehlt eine positive Streitkultur. Konflikte zu unterdrücken oder auf emotionaler Ebene auszutragen ist kontraproduktiv zu einer zukünftigen Entwicklung. Wenn sie verdrängt werden, tauchen sie später wieder auf und durchdringen als bedrohliche Altlasten das Neue. Konflikte können und müssen als Motor des Wandels angesehen werden. Entscheidend sind nicht die Konflikte selbst, sondern die Art, sie auszutragen und zu regeln, nämlich konstruktiv und kooperativ.

Eine *Partizipationskultur*, damit möglichst viele mit ihren Gaben und Fähigkeiten am Ganzen beteiligt werden. Wir müssen uns stets um Mitarbeiter bemühen und sie herausfordern. Dazu gehört natürlich auch, dass man ihnen den Raum für Mündigkeit und Emanzipation gibt.

Eine *Unternehmerkultur*: Jedes Gemeindeglied muss lernen, unternehmerisch für das Ganze der Gemeinde zu denken: Was bringt uns miteinander voran? Wie können wir mit unseren Pfunden so wuchern, dass die Gemeinde wächst? Wie können wir unsere Ressourcen optimal einsetzen, um sie zu mehren, damit „Frucht entsteht, die bleibt“ (Johannes 15,16)? Wie können wir als Gemeinde aus der Fülle Gottes heraus leben und sie so ausschöpfen, dass viele davon profitieren?

Durch Krisen werden wir stark und mutig! Wenn wir eine Krise bewältigt haben, haben wir bereits viel Neues gewonnen und sind einen großen Schritt weitergekommen. Krisen erschließen uns unsere weitere Zukunft!

Sie sind wie Türen, durch die wir von einem in den anderen Raum treten. Es dauert eventuell einige Zeit, bis wir den Schlüssel zum Schloss gefunden haben und die Tür öffnen können. Dafür müssen wir auch manchmal unsere ganzen Kräfte einsetzen.

Krisen sind die Momente, in denen der ganze Weg in Frage gestellt ist. Krisen sind nicht die anstrengenden Aufstiege, die gefährlichen Flussdurchquerungen oder die mühsame Suche nach dem Lagerplatz.

Wirkliche, ernste Krisen werden durch den grundsätzlichen Zweifel ausgelöst, ob das alles so richtig ist. Es sind die Momente, wo es kein Vorwärts und kein Rückwärts mehr gibt, wo man aufgeben möchte und auch das nicht mehr fertigbringt, wo man die Hoffnung und damit auch sich selbst aufgeben will. Wenn wir diese Momente überwinden, kann uns auf unserem Weg in

die Zukunft nichts mehr aufhalten. Gestärkt gehen wir weiter. Die gemeinsame Bewältigung der Probleme hat uns zusammengeschweißt. Wir sind trotz unserer Zweifel und trotz harter Auseinandersetzungen zusammengeblieben. Wir haben die Bewährungsprobe bestanden und sind dadurch bereit, das neue Land zu betreten!

Ankommen!

Die Expedition hat ihr Ziel erreicht. Auch der Gemeindeberater, der diesen Weg begleitet hat, atmet auf. Er kann die Gruppe in das Neue hinein entlassen.

Momentan ist das neue Land, die neue Gemeinde, noch nicht deutlich fassbar. Es zeichnet sich zwar eine neue Gestalt ab, die aber noch schemenhaft ist und nur andeutungsweise konkreter wird. Aber viele Gruppen wünschen sich Veränderung und sind bereit, sich ganz zu investieren. In der Gemeindeberatung erlebe ich zunehmend Gemeindeglieder, die aus der Resignation und Mutlosigkeit heraustreten und es noch einmal wagen, sich einzubringen. „Es muss doch möglich sein, die alte Kirche zu verändern“, denken sie. Sie wollen sich nicht damit abfinden, dass alles so bleiben muss, wie es ist und ihre Gemeinde in der Sackgasse verödet. Aber viele haben nicht mehr unbegrenzt Geduld. Sie sagen: „In einem Jahr muss sich zeigen, ob etwas in unseren Gemeinden in Bewegung geraten ist. In diesem Zeitraum muss das Neue ins Blickfeld gerückt sein und müssen Veränderungsprozesse begonnen haben - sonst verlassen wir diese alte Kirche, um irgendwo anders neu zu beginnen.“ Sie machen sich mit großer Entschlossenheit auf den Weg, um das Neue im Alten zu entdecken. Wenn sie es hier nicht finden, werden sie woanders suchen.

Das Neue bedeutet beispielsweise:

Eine Gruppe der Gemeinde zieht tatsächlich los und gründet einen Gemeindeableger (Gemeindepflanzung).

Ein einem abseits gelegenen Wohngebiet wird ein Gottesdienst für die Menschen begonnen, die nicht zur Kirche kommen. Dadurch wächst eine neue Gemeinde, die ihr eigenes Gepräge und ihre eigenen Mitarbeiter hat.

Für eine Zielgruppe, die sonst in der Gemeinde nicht vorkommt, wird ein eigener Gottesdienst eingerichtet (z.B. Jugendgottesdienst). Daraus entwickelt sich eine eigenständige Gemeindegemeinschaft.

Der Leiter der Gemeinde beauftragt Mitarbeiter mit der Leitung von Hauskreisen, die zu Hausgemeinden werden („Bevor wir zu Hauskirchen kommen, werden wir die Bildung von Hauskreisen zu betreiben haben. Sie sind als erster Wegabschnitt auf das richtige Ziel hin zu betrachten. Hauskreise und in ihrer Folge Hauskirchen sollen zu einem unverzichtbaren Element der Kirche werden. In ihnen können Christen als Brüder und Schwestern in der Atmosphäre der Liebe leben und reifen.“ Klaus Eickhoff, Gemeinde entwickeln, Göttingen, 1992, Seite 189).

Hauptamtliche gehen einem „weltlichen“ Beruf nach, sie kommen dadurch in Kontakt zu Menschen, mit denen sie eine Gemeinde bilden (Zeltmacher-Missionare wie Paulus).

In vielen Gemeinden entstehen Zweitgottesdienste, die zu einem anderen Zeitpunkt als am Sonntagmorgen stattfinden und vor allem für Familien mit Kindern attraktiv sind (Beispiel: „Oase-Gottesdienste“ siehe: Jörg Knoblauch, Kann Kirche Kinder kriegen?, Wuppertal, 1996).

Aber vielleicht sind Sie noch nicht so weit, vielleicht liegt das Neue für Sie noch in weiter Ferne. Seien Sie nicht mutlos! Bevor Sie sich auf den Weg der Veränderung machen, ist die neue Gemeinde, die neue, veränderte Kirche ein schöner Traum. Aber es ist begeisternd, träumend das Neue vorwegzunehmen. Und wahrscheinlich steckt in diesen Träumen ja bereits ein großes Stück Wirklichkeit. Und - wer genau hinschaut - erkennt, dass sich Teile dieser neuen Wirklichkeit ja schon abzeichnen. Das Neue beginnt jetzt - auch dadurch, dass Sie anfangen zu träumen! Wir erleben, wie Veränderungen - vielleicht zaghaft und unauffällig - in unseren Gemeinden geschehen. In ein paar Jahren werden wir zurückschauen und uns darüber freuen, was sich getan hat. Wir stehen in bedeutenden Umbrüchen und ahnen es vielleicht gar nicht. Aber das Neue wird sich durchsetzen, unsere Gemeinden werden sich weiter verändern und zu dem werden, wofür sie Gott gemacht hat!

Bei meinen Autofahrten quer durchs Land habe ich immer wieder viel Zeit, um von der neuen Gemeinde zu träumen. Auf der Hinfahrt zu einer Gemeindeberatung ist dieser Traum mehr ein Wunschtraum, der sich mit der Besorgnis vermischt: Werden Träume wahr werden? Wenn ich dann zurückfahre und dankbar über das bin, was ich in dieser Gemeinde erlebt habe, verwischt die Grenzlinie zwischen Traum und Wirklichkeit, meine Träume einer neuen Kirche scheinen bereits ein wenig der Realität zu entsprechen. Und ich nehme mir dann vor, dass ich weiter dafür arbeiten möchte, dass diese Träume wahr werden und Veränderung in unseren Gemeinden auf gute Weise geschieht.

Mein Traum einer neuen Gemeinde:

Aus der Ein-Mann-Gemeinde wird eine Gemeinde, die Gemeinschaft lebt (siehe: Hans-Diether Reimer, Für eine Erneuerung der Kirche, Gießen, 1996, S. 162).

Mitarbeiterkreise werden zu geistlichen Kerngruppen in der Gemeinde (siehe: Hans-Diether Reimer, Für eine Erneuerung der Kirche, Gießen, 1996, S. 162).

Aus Predigthörern werden „Täter des Wortes“. Es entstehen Dienstgruppen, Menschen bringen ihre Gaben und Fähigkeiten ein (siehe: Klaus Eickhoff, Die Predigt beurteilen, Wuppertal, 1998, Seite 38ff).

Aus toten, langweiligen Christen werden begeisterte, leidenschaftliche Zeugen der Herrschaft Gottes (siehe: Rick Warren, Kirche mit Vision, Asslar, 1998, Seite 291 ff).

Menschen beginnen zu beten, sie erwarten, dass Gott sie und ihre Gemeinde erneuert. Tag und Nacht stehen sie als Vertreter ihrer Gemeinde vor Gott.

Initiativgruppen befassen sich mit Fragen und Problemen unserer Zeit. Sie suchen dabei nach Antworten, die dem Evangelium entsprechen.

Die eine große Gemeinde teilt sich auf in kleine, flexible Bereiche. Dadurch gibt es viele mündige Leiter und jeder kann sich einbringen, keiner wird übersehen.

Die Gemeindeleiter sind nicht mehr allein, sondern in ein Team eingebunden, sie fördern die Initiativen der einzelnen Bereiche.

Die einzelnen Gruppen in der Gemeinde können in Abstimmung mit der Leitung und in Übereinstimmung mit den Zielen der Gemeinde ihre Arbeit und ihr Zusammenleben eigenverantwortlich gestalten.

Diese kleinen Zell-Gruppen sind auch finanziell eigenständig.

In größeren Abständen treffen sich alle zur Gemeindeversammlung und freuen sich über die Vielfalt in ihrer Mitte. Jede Gruppe und jedes Projekt stellt die eigene Arbeit vor.

Von Gemeindegliedern werden Seminare zu Lehrthemen geleitet, Gebetskonferenzen und Schulungen durchgeführt.

Dienstgruppen nehmen sich der Schwachen an, helfen, pflegen und sind das Sprachrohr für die Notleidenden. Sie bringen ihre Anliegen in der Gemeinde zur Sprache - zum Beispiel auch im Gottesdienst.

Wie sieht Ihr Traum von Gemeinde aus? Träumen Sie mit und arbeiten Sie daran, dass diese Träume Realität werden! (Siehe: Douglass, Scheunemann, Vogt, Träume nicht dein Leben, sondern lebe deinen Traum, PJ-Verlag, Asslar, 1998)

Ich möchte Ihnen Mut machen, mit mir zu träumen. Lassen Sie sich nicht durch den gegenwärtigen Zustand Ihrer Gemeinde davon abhalten, kühne Träume im Blick auf Ihre Gemeinde zu haben.

Schreiben Sie Ihre Träume auf. Reden Sie mit anderen darüber, scheuen Sie sich nicht, auch Ihrem Pfarrer davon zu erzählen. Laden Sie ihn einfach zu einem gemütlichen Abendessen ein, und statt mit ihm über die negativen Sachen Ihrer Gemeinde zu reden, berichten Sie ihm, wie Sie sich eine neue Gemeinde vorstellen. Vielleicht träumt er schon lange das gleiche! Seien Sie dann aber auch bereit, mit ihm zusammen die ersten Schritte zur Veränderung zu wagen. Gestalten Sie eine Zukunftswerkstatt oder eine Zukunftskonferenz zum Thema „Gemeinde“, um mit anderen zusammen Schritte in eine neue Zukunft Ihrer Gemeinde zu planen.

Sagen Sie Gott Ihre Träume, legen Sie ihm Ihre Wünsche vor. Er ist die erste und beste Stelle dafür. Und er ist genauso wie Sie an einer Veränderung, an einer Erneuerung und Belebung der Kirche und Ihrer Gemeinde interessiert.

Geben Sie nicht auf! Halten Sie Ihre Träume fest!

Denn für uns gilt die Verheißung:

„Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“ (Joel, 3,1)

Wer keine Träume hat, wird stumpf und unbeweglich. Wer keine Träume hegt, besitzt auch keine Zukunft. Er hat die Hoffnung aufgegeben, dass sich etwas verändert, und sich auf die Vergangenheit zurückgezogen.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden...“ (Psalm 126).

Durch Jesus sind wir befreit, wir können losgehen als freie Menschen. Deshalb: Machen Sie sich auf, gehen Sie den Weg der Veränderung!